

Volkszeitung

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens.

Nr. 5. Die 'Lodzer Volkszeitung' erscheint täglich morgens. An den Sonntagen wird die reichhaltig illustrierte Beilage 'Volk und Zeit' beigegeben.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Lodz, Bettrauer 109. Telefon 136-90. Postfachkonto 63.508

Anzeigenpreise: Die siebengepaaltene Millimeterzeile 15 Groschen, im Text die dreigeapaaltene Millimeterzeile 60 Groschen. Stellengefuche 50 Prozent. Stellenangebote 25 Prozent Rabatt.

Der zweite Tag der Haager Konferenz.

England gegen jegliche neue Sanktionsmaßnahmen.

Haag, 4. Januar. Aus maßgebenden Kreisen der englischen Delegation erfährt die Telegraphenunion, daß die englische Regierung auf der Haager Konferenz sich grundsätzlich gegen jede Abänderung des Young-Planes richten werde, die in irgendeiner Form die Möglichkeit neuer Sanktionsmaßnahmen ergeben könnte.

Auch in Kreisen der belgischen Abordnung soll übrigens wenig Neigung bestehen, das Sanktionsstema zur Aussprache zu stellen, da man den Young-Plan in der gegenwärtigen Fassung gleichfalls für ausreichend hält.

Die Reparationsfrage Bulgariens und Ungarns.

Haag, 4. Januar. Der von der Konferenz eingesetzte Ausschuss für die Ostreparationsfragen ist heute vormittag unter dem Vorsitz des französischen Ministers Loucheur zusammengetreten.

In den außerordentlich regen diplomatischen Verhandlungen der letzten Wochen ist in bezug auf die bulgarische Reparationsfrage in einigen Punkten eine Klärung erzielt worden. Die bulgarische Regierung erklärt sich hiernach bereit, während 37 Jahren 11 Millionen Goldfranken jährlich Reparationszahlungen zu leisten, fordert jedoch die Rückstattung der von der rumänischen Regierung während des Krieges in der Dobrudscha beschlagnahmten bulgarischen Güter.

Ferner ist zwischen Griechenland und Bulgarien in der Reparationsfrage eine gewisse Einigung auf diplomatischem Wege erzielt worden, die darauf beruht, daß in Zukunft keinerlei Beziehungen zwischen dem Moloff-Kasabovitch-Abkommen von 1927 über die gegenseitigen Entschädigungen der verlassenen Güter der Emigranten in Mazedonien und Bulgarien und den bulgarischen Reparationszahlungen bestehen sollen.

Große Schwierigkeiten bereitet hingegen noch immer die Frage der ungarischen Reparationen. Die ungarische Regierung lehnt auf das energischste die Forderung der Kleinen Entente ab, auf Artikel 250 des Vertrages von Trianon zu verzichten, demzufolge der gemischte ungarisch-rumänische Schiedsgerichtshof für die Entscheidung der zwischen Ungarn und Rumänien schwebenden Einigungsfragen zuständig ist.

Haag, 4. Januar. Der Ausschuss für Ostreparationen beschloß in seiner heutigen Vormittagsitzung, am heutigen Sonnabend abend die österreichischen, am Montag die bulgarischen und am Dienstag die ungarischen Reparationen zu behandeln.

Deutsch-französischer Meinungsaustausch über die Sanktionsfrage.

Haag, 4. Januar. Die sachlichen Konferenzarbeiten sind am heutigen Sonnabend aufgenommen worden. Die Konferenz hat die Methode eingeschlagen, zunächst in kleineren Kreisen die einzelnen reparationspolitischen Fragen zu klären und die erwarteten Schwierigkeiten in den einzelnen Sachfragen nicht gleich zu einer Konferenzkrise auszuweichen zu lassen, sondern möglichst im engen Rahmen der Verhandlungen überwinden zu können.

Die deutsche Delegation tritt heute nachmittag um 4 Uhr im Anschluß an das deutsch-französische Frühstück zu einer Sitzung zusammen, in der auf Grund der dort geführten Besprechungen die weitere Stellungnahme in der Sanktionsfrage festgelegt werden soll.

Die Sanktionsfrage

In der einen oder anderen Richtung in Angriff zu nehmen. Die deutsche Delegation tritt heute nachmittag um 4 Uhr im Anschluß an das deutsch-französische Frühstück zu einer Sitzung zusammen, in der auf Grund der dort geführten Besprechungen die weitere Stellungnahme in der Sanktionsfrage festgelegt werden soll.

In Konferenzkreisen werden fortgesetzt verschiedenartige Gerüchte über die Formulierung der Sanktionsfrage verbreitet, die mehr oder weniger übereinstimmend auf die Aufrechterhaltung der Sanktionsbefugnisse der Reparationskommission hinauslaufen.

Zur Niederlegung des deutsch-polnischen Hauptvertrages bei der Haager Konferenz

Haag, 4. Januar. Von zuständiger deutscher Stelle wird darauf hingewiesen, daß auf der Haager Konferenz lediglich das ursprünglich deutsch-polnische Liquidationsabkommen mit dem Schlußprotokoll, nicht jedoch die übrigen Abkommen über Minderheitenschutz, Wiederkaufrecht usw. niedergelegt worden sind.

Ein Schritt der drei Mächte der Kleinen Entente.

Haag, 4. Januar. Die drei Mächte der Kleinen Entente haben bei der Leitung der Konferenz in schriftlicher Form einen Schritt unternommen, in dem diese Mächte fordern, zu der endgültigen Ausarbeitung und Unterzeichnung des Haager Schlußprotokolls als unmittelbar interessierte Mächte hinzugezogen zu werden.

übrigen Teil der Haager Abmachungen in Kraft treten zu lassen. Es verstärkt sich der Eindruck, daß die italienische Regierung an den Ostreparationen besonders interessiert ist und bei den weiteren Verhandlungen über diese Frage eine maßgebende Rolle spielen wird.

Die österreichische Reparationsfrage.

Haag, 4. Januar. Der Ausschuss für die Ostreparationen befaßte sich am Sonnabend nachmittag mit der österreichischen Reparationsfrage. Bundeskanzler Schober verlas einleitend einen Bericht. Die österreichischen Abordnungen haben bei dem Ausschuss zur endgültigen Regelung der finanziellen Verpflichtungen Österreichs in Paris die völlige Streichung der österreichischen Schulden vorgeschlagen.

Die Vertreter von Rumänien, der Tschechoslowakei, Südbanien und Polen erklärten, daß ihrerseits Ansprüche gegen Österreich geltend gemacht werden, schließlich sich aber dem gemeinsamen Wunsche nach einer baldigen Regelung anschließen.

Japan und Frankreich zur Aufhebung der Extritorialität in China.

London, 4. Januar. In Tokio eingegangene amtliche Berichte aus China bestätigen, daß der Ankündigung der Nanjingregierung über die Abschaffung der Extritorialitätsrechte bisher in keinem Teile Chinas irgendwelche praktischen Maßnahmen gefolgt seien.

Paris, 4. Januar. Wie Havas aus Peking meldet, hatte der französische Gesandte in China der chinesischen Regierung eine Note wegen der chinesischen Erklärung vom 29. Dezember überreicht, die die Abschaffung der Extritorialitätsrechte betrifft.

Die deutsche Haagdelegation.



Vor der Abfahrt in Berlin.

Von rechts nach links: Die Reichsminister Curtius, Birck, Schmidt, Moldenhauer.

Aufräumungsarbeiten des Weltkrieges.

Freitag nachmittag begann in der holländischen Hauptstadt, Residenz- und Bankierstadt die zweite Konferenz zur Regelung der Reparationsfragen, die das Werk der ersten Konferenz vom vergangenen August zu Ende führen soll. Es handelt sich dabei um die endgültige Vereinbarung einer Gesamtsumme für Deutschlands Reparationsschuld in der Höhe von etwa 35 Milliarden Goldmark — gegen die 132 Milliarden des Londoner Ultimatums von 1921 —, um die Erleichterung der deutschen Zahlungen um mehrere 100 Millionen Mark jährlich für das nächste Jahrzehnt, und die Gründung der „Bank für den internationalen Zahlungsausgleich“. Wie die Abwesenheit des englischen Außenministers Henderson andeutet, dreht es sich aber nicht mehr um die politischen Folgen dieser finanziellen Vereinbarungen: die Klärung auch der dritten und letzten Rheinzone ist eine beschlossene Sache, die spätestens bis Mitte 1930 durchgeführt wird und die beginnt, sobald die Haager Vereinbarungen der Minister von den Parlamenten oder sonstigen Instanzen ratifiziert sein werden.

Aber es handelt sich nicht nur um Deutschland und seine Gläubiger, nicht nur darum, daß diese jetzt für die gleiche Zeit die gleichen Summen von Deutschland garantiert erhalten möchten, die sie für den Wiederaufbau anlegten und die sie an Amerika als interalliierte Kriegsschulden zurückzahlen haben: neben dem großen Reparationsproblem dreht es sich — über elf Jahre nach dem Waffenstillstand — um viele kleine Reparationsprobleme, die den europäischen Osten betreffen. So sind im Haag von Freitag ab, wer weiß für wie viele Tage oder Wochen, im ganzen zehn Regierungen, weit über die Hälfte Europas, zur Beratung versammelt. Aus Warschau, Prag, Wien, Budapest, Belgrad, Bukarest und Athen eilen die Delegationen herbei, um sich an den Aufräumungsarbeiten des Weltkrieges zu beteiligen und dafür zu sorgen, daß keiner schlechter, keiner besser als der andere kommt. Oesterreich möchte dabei erreichen, daß ihm die Reparationen gestrichen werden, die es sowieso schon nicht zahlt. Bulgarien und Ungarn streben die gleiche Regelung an, die ihnen die internationale Kreditfähigkeit wiedergeben soll: aber noch will Ungarn auf die ihm von den anderen Nachfolgerstaaten gestellte Gegenforderung nicht eingehen, daß es dafür die Ansprüche auf Entschädigung seiner Bauern und Feudalherren aufgibt, die Rumänien, Jugoslawien und Tschoslowakei aus nationalen Gründen enteignet. Diese Staaten wieder sollen untereinander und mit jenen drei anderen zu einer endgültigen Vereinigung der finanziellen Kriegsfolgen kommen.

Bei all diesen komplizierten, bis jetzt noch nicht zu Ende geführten Verhandlungen ist Deutschland insoweit interessiert, als es noch in zweiter Linie für die Kriegsschulden seiner Kriegsverbündeten haften sollte. Davon wird aber ernstlich nicht die Rede sein: es ist das Interesse der Gläubiger an der Leistungsfähigkeit ihres Hauptschuldners selbst, das eine solche Haftung praktisch ausschließt. Auch sonst wird der Komplex der Fragen den Gang der Haager Verhandlungen nicht stören: im Hinblick auf ihre eigenen Schuldzahlungen an Amerika ist das Interesse der Hauptmächte an der endlichen Reparationsregelung so groß, daß sie ihre Verständigung mit Deutschland nicht durch die Unversöhnlichkeit ungarischer Magnaten stören lassen werden: der Young-Plan wird von den sechs Hauptmächten aus eigenem Recht in Kraft gesetzt werden, auch dann, wenn manche der kleinen Gläubiger- und Schuldnerregierungen wähen, durch Hartnäckigkeit ihre Interessen eher als durch Versöhnlichkeit fördern zu können.

Zwischen Deutschland und den Gläubigerstaaten — genauer gesagt zwischen Deutschland und Frankreich, das

deshalb auch den Ministerpräsidenten Darbiou entfendet — gibt es nur eine Streitfrage, die manche Gemüter auf beiden Seiten des Rheines und der Vogesen erhitzt: die Sanktionen. Soziologisch und ökonomisch gesehen ist der Gedanke absurd, Frankreich bürde auf das Recht auf militärische und andere Sanktionen gegen Deutschland im Fall einer absichtlichen Zahlungsverweigerung zurückgreifen: nichts würde eine Stockung deutscher Zahlungen so verschärfen und seine völlige Zahlungsunfähigkeit so sicher herbeiführen wie die Drohung und Durchführung von Sanktionen — es braucht nur an die katastrophale Währungs-

zerrüttung von 1923 erinnert zu werden. Juristisch ist die Idee, auch nur den Schein eines Rechts auf Sanktionen zu bewahren, nicht weniger verdreht: hat doch der Vertrag von Locarno für alle Zukunft Gewaltmaßnahmen von der Art des Ruhrbruchs ebenso gut wie den Krieg selbst zwischen den beiden Nachbarstaaten ausgeschlossen; und wenn es sich seine Mitglieder ernsthaft überlegen, so wird selbst der auswärtige Ausschuß der französischen Kammer dahinter kommen, daß er Frankreichs Friedensliebe diskreditiere, wenn er die Regierung zwingt, auf Versailles gegen Locarno zu bestehen. Der Plan, das Sanktionsrecht aufrecht zu erhalten, wäre im so absurder, als die Reparationskommission endgültig und für immer verschwindet — also die Instanz, die einzig dazu berechtigt war, eine deutsche Verfehlung festzustellen, auf die hin die Gläubigerregierungen Sanktionen unternehmen dürfen: Reparationsanktionen ohne Reparationskommission wären gerade im Sinne des Versailler-Vertrages eine völlig törichte, in sich haltlose Vorstellung.

Die Angst vor Sanktionen existiert nicht für die britische Arbeiterregierung; ebenso wenig ist von ihr die französische oder die deutsche Sozialdemokratie besungen. Aber die Angst vor den Papierdollern ist nun einmal eine Realität in den heute noch mit- oder vorherrschenden Schichten des kontinentalen Europa. Deshalb hat man sich in Verhandlungen zwischen Paris und Berlin bemüht, auch hier eine Kontordienformel zu finden, um die geängstigten Gemüter zu versöhnen. Man darf hoffen, daß diese mehr lächerliche als ernste Angelegenheit ohne Gefahr für den Erfolg der Konferenz aus der Welt geschafft werden wird.

Mussolinis Gnade.

Amnestie für Diebe — nicht für Politische!

Anlässlich der bevorstehenden Heirat des Kronprinzen hat der König eine Amnestie erlassen. Sie betrifft im wesentlichen Freiheitsstrafen bis zu einem Jahr oder entsprechende Geldstrafen sowie Strafmandate. Ferner wurden alle Diebe begnadigt, deren Beute den Wert von 500 Lire nicht überschritt. Von der Amnestie ausgeschlossen sind alle, die zur Zeit des Verbrechens unter besonderer Polizeiaufsicht standen. Die Amnestie erstreckt sich nicht auf Verbrechen gegen den Staat, Spionage, Aufruhr, Desertion usw. Für das Heer und Marine wird eine Amnestie für Dienstvergehen gewährt.

Bartel stellt die Vertrauensfrage

Der Etat des Ministerratspräsidenten.

In der gestrigen Sitzung der Budgetkommission des Sejms wurde das Budget des Ministerratspräsidenten behandelt. Zur Aussprache war auch Premierminister Prof. Dr. Bartel erschienen.

Abg. Kornecki (Nationaler Klub) referierte über das Budget und bemerkte, daß dieser Haushalt steigende Tendenz verrät. U. a. beantragt Abg. Kornecki die Kürzung der Position „für Lokale und Wohnungen“ um 20 000 Zloty und der Verfügungsgelder des Ministerpräsidenten um 50 000 Zloty.

Premierminister Prof. Dr. Bartel erklärte, daß der Referent des Etats, Abg. Kornecki, sich auf Informationen stützt, die nicht vom Ministerpräsidenten selbst stammen.

Abg. Kornecki: „Aber Sie, Herr Premierminister, sind ja erst einige Tage im Amte.“

Premierminister Prof. Dr. Bartel: „Jeder Ministerpräsident hätte Ihnen Informationen erteilt.“

Zuruf von links: „Den Referenten wurden Informationen immer verweigert.“

Prof. Dr. Bartel erklärte sodann fortsetzend, daß die Zahl der Etats im Vergleich mit dem Finanzjahr 1926/27 von 69 auf 54 zurückgegangen sei, während die Ausgaben um 10 Prozent gestiegen seien, was auf die 15prozentigen Gehaltszuschläge für die Beamten zurückzuführen sei. Doch sei das Anwachsen nur scheinbar, wenn man die Unterhaltskosten der Rechtskommission und des Sekretariats des Wirtschaftsausschusses des Ministerrats in Betracht ziehe.

Im weiteren Verlaufe der Aussprache ergriff Ministerpräsident Prof. Dr. Bartel nochmals das Wort, um alle

gegen die Regierung zum Ausdruck gebrachten Vorwürfe zurückzuweisen bzw. zu widerlegen.

Schließlich wurde zur Abstimmung über die eingebrachten Verbesserungsanträge geschritten. Der zum Budget des Ministerrats eingebrachte Antrag des Nationalen Klubs auf Kürzung des Verfügungsfonds des Ministerpräsidenten von 200 000 auf 150 000 Zloty veranlaßte den Ministerpräsidenten Prof. Dr. Bartel sich gegen die Annahme dieses Antrages auszusprechen. Bartel stellte zum Schluß seiner Ausführungen die Vertrauensfrage.

Daraufhin wurde die Kommissionssitzung unterbrochen, um den einzelnen Klubmitgliedern die Möglichkeit zur Beratung über die Stellungnahme gegenüber der Vertrauensfrage Prof. Dr. Bartels zu geben.

Nach dem Wiederzusammentritt der Kommission erklärten die Vertreter der Linken und des Zentrums, daß sie nicht die Absicht hätten, die Lage für Dr. Bartel noch schwieriger zu gestalten und daß sie sich aus diesem Grunde gegenüber dem Antrage des Nationalen Klubs der Stimme enthalten werden.

Für die Kürzung der Verfügungsgelder des Ministerpräsidenten stimmten nur die Ukrainer und die Nationaldemokraten, dagegen der Regierungsblock, so daß der Antrag durchfiel.

Marshall Biskubski nach Warschau zurückgelehrt.

Marshall Biskubski ist gestern abend, von Krynica kommend, wo er einen mehrtägigen Aufenthalt genommen hatte, nach Warschau zurückgelehrt.

Marshall Daszynski fordert die Einberufung der Verfassungskommission.

Sejmmarschall Daszynski hat gestern an den Vorsitzenden der Sejmkommission für Verfassungsfragen, Abg. Wacław Malowski (Reg.-Bloc), ein Schreiben folgenden Inhalts gerichtet:

„Ich bitte ergebenst den Herrn Vorsitzenden der Verfassungskommission in allerhöchster Zeit die Verfassungskommission zu einer Sitzung einzuuberufen zwecks Inangriffnahme der Arbeiten an den Verfassungsänderungsvorlagen.“
(gez.) Daszynski.

Die gefallenen Größen.

Der gewesene Justizminister Car hat die Absicht, zum Rechtsanwaltsberuf zurückzukehren. Er hat dem Advokatenrat bereits ein entsprechendes Gesuch eingereicht.

Der ehemalige Ministerpräsident Switalski will sich gleichfalls nicht mehr um ein Staatsamt bemühen, sondern sich der Publizistik widmen. Er soll die redaktionelle Leitung der „Gazeta Polska“ übernehmen. Auch Moraczewski will sich der journalistischen Arbeit widmen und übernimmt die Redaktion des „Przebismit“.

Personenveränderungen im Post- und Telegraphenministerium.

Der Präses der Warschauer Post- und Telegraphendirektion, Ing. Feidler ist von seinem Posten zurückgetreten. An seine Stelle tritt der Präses der Post- und Telegraphendirektion Warschau, Ing. Gultowski, der schon in den allernächsten Tagen die Amtsführung in Warschau übernimmt. Ing. Feidler, der längere Zeit Präses der Lodzer Post- und Telegraphendirektion war, ist nach dem Postministerium beurlaubt worden.

Das Pressedekret soll aufgehoben werden.

Zwischen wird aber weiter konfisziert.

In Warschauer politischen Kreisen will man wissen, daß im „Dziennik Ustaw“ in der allernächsten Zeit der vor langer Zeit gefasste Sejm-Beschluß veröffentlicht werden soll, der das verächtliche Pressedekret vom 10. Mai 1927 aufhebt.

Inzwischen werden aber die Konfiszationspraktiken auch unter der Regierung Bartel fortgesetzt. So wurde in Warschau die Neujahrsnummer der „Bobudka“ sowie das Organ der jüdischen sozialistischen Jugend „Jugend-Water“ konfisziert. Im Lemberg verfiel der sozialistische „Dziennik Ludowy“ der Beschlagnahme für den Abdruck eines Artikels des Abg. Libermann aus dem „Robotnik“.

Wieder Seilwahlen in Oberschlesien.

Bereits zweimal haben in letzter Zeit Kommunalwahlen in Schlesien stattgefunden, da der Wojewode Grażynski mit Rücksicht auf die Stärke des deutschen Elements eine gleichzeitige Wahl in allen Gemeinden nicht ausführen wollte. In 70 Gemeinden Oberschlesiens ist die Wahl bisher noch nicht vollzogen worden. Die nächsten Wahlen finden am 30. März statt, aber auch da noch nicht in allen Gemeinden. Insgesamt wird am 30. März in 32 Landgemeinden und in 3 Stadtgemeinden gewählt werden. Wahrscheinlich will man durch diese Verzerrung der Wahlen die Oppositionsparteien durch ständigen Wahlkampf aufreiben und sie müde machen. Wir sind sicher, daß dies Manöver nicht gelingen wird.

Wie die Polen in Deutschland ihre Kultur pflegen.

Uns Meseritz wird gemeldet: Nachdem die Polen im letzten Jahre im Kreise Romst die Minderheitsschule eingerichtet hatten, gehen sie jetzt daran, für die schulentlassene polnische Jugend nach deutschem Muster eine Art Fortbildungsschule, genannt „Fördererschule“, einzurichten. Anträge hierfür sind bereits für alle Orte, in denen polnische Minderheitsschulen bestehen, bei der Regierung gestellt worden. Alle Personen, angefangen von der schulentlassenen Jugend beiderlei Geschlechts bis in das höchste Alter können an den Veranstaltungen der Fördererschule teilnehmen. Die Lehrpläne liegen bereits fertig vor und umfassen das gesamte Gebiet der Jugendpflege, Gesang, Sport, Turnen, Wanderungen, alle Fächer der Fortbildungsschule, polnische Sprache und Literatur usw. Die Anschaffung von Rundfunkgeräten ist bereits erfolgt. Die polnische Minderheit arbeitet daran, das gesamte Polentum zu einer national-polnischen Kulturgemeinschaft zusammenzuschließen. Rechnet man noch das starke Streben der Polen nach Landwerb hinzu, so dürfte nicht zuviel gesagt sein, wenn man in dieser intensiven und zielbewußten Arbeit der polnischen Minderheit die Anfänge einer polnischen starken Kulturbewegung in den Grenzgebieten sieht.

Vor dem Abtransport der deutschen Bauern aus Rußland nach Amerika.

Berlin, 4. Januar. Wie von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, wird mit dem Abtransport der in Wölken und Prenslau untergebrachten deutschstämmigen Bauern aus Rußland nach Brasilien und Kanada in der übernächsten Woche begonnen werden. Verschiedene brasilianische Bundesstaaten haben sich bereits mit der Uebernahme der Bauern einverstanden erklärt. Die Ueberfahrt wird zum Teil von der deutschen Regierung bevoorschusst, zum Teil wird sie von verschiedenen religiösen Vereinigungen, z. B. von den Mennoniten, bezahlt werden.

Entgegen der von der sowjetrussischen Telegraphenagentur verbreiteten Meldung hat, wie von dem Vertreter des Reichskommissars Schücken ausdrücklich erklärt wird, keiner der Insassen sowohl des Lagers Hammerstein als auch der Lager in Wölken und Prenslau den Wunsch geäußert, nach Sowjetrußland zurückzukehren. Im übrigen handelt es sich bei den Krankheitsfällen in den Lagern Wölken und Prenslau nur um ganz leichte Fälle von Masern. Dagegen ist in Hammerstein eine regelrechte Seuche ausgebrochen. In Wölken liegen 1100 Bauern, in Prenslau 1600 und in Hammerstein etwa 3000, darunter 1600 Kinder. Unter den Kindern ist, wie heute amtlich festgestellt wird, eine Streptokokken-Angina ausgebrochen, die fast ausschließlich kleine Kinder befallen hat. Die Ursache ist darin zu suchen, daß die Kinder wochen- und monatelang, insbesondere in der Zeit, in der die Bauern vor Moskau lagerten, keine Milch erhalten haben. Die Seuche ist nach Ansicht der Ärzte im Wölken begriffen. Die Vertreter der Medizinbehörden, die nach Hammerstein abgereist sind, haben ihre Tätigkeit im Lager aufgenommen.

Ueber vierzig Kinder im Flüchtlingslager gestorben.

Hammerstein, 4. Januar. Unter den Kindern der deutschrussischen Flüchtlinge im Lager Hammerstein wütet eine gefährliche Krankheit, die in ihren Symptomen den Masern ähnelt. Doch handelt es sich nicht um reine Masernerkrankungen, sondern um eine eigenartige Fieberkrankheit, die in den meisten Fällen in wenigen Stunden zum Tode führt. Man kennt bisher kein Mittel zur Bekämpfung der Krankheit, wodurch die hohe Zahl der Todesfälle zu erklären ist. Der Reichskommissar für die Deutschrussenhilfe hat sofort neue Lazarettbaracken in Hammerstein aufstellen lassen und eine Anzahl Ärzte hinzugezogen. Bisher sind mehr als vierzig Kinder der Seuche erlegen.

Aus dem Staatshaushalt.

Was kostet der Sejm und Senat? — Die Bezüge des Staatspräsidenten. Millionenausgaben, die nicht kontrolliert werden.

Die Debatten in der Budgetkommission des Sejm, die jetzt täglich ihre Sitzungen abhält, geben dem aufmerksamen Beobachter die Möglichkeit, den Staatshaushalt in seinen Einnahmen- und Ausgabenpositionen kennen zu lernen und sich ein genaues Bild über die staatliche Wirtschaft zu machen. Wir haben gestern dargelegt, daß unser Dreimilliardenbudget eine zu schwere Belastung für die Bevölkerung Polens in der gegenwärtigen Zeit bildet. Die Mitglieder der Budgetkommission haben diese Ansicht in den weiteren Beratungen bestätigt. Von allen Seiten ist dem Finanzminister gesagt worden, daß die Steuerkraft der Bevölkerung erheblich gesunken ist. Der Abg. Rosmarin hat mit eindringlichen Worten auf die schwere Lage des Handels, insbesondere der mittleren und kleinen Kaufleute hingewiesen. Abg. Katak schilderte die No: auf dem Lande. Man warf dem Finanzminister vor, daß das Budget unreal sei, weil es den Wirtschaftsverhältnissen im Lande nicht Rechnung trage. Während die Finanzminister in anderen Ländern für die Bemessung der Ausgaben der einzelnen Ministerien maßgebend sind, ist es bei uns leider anders. Der Finanzminister muß auf Befehl Gelder ausgeben, obwohl dies den Staat zu stark belastet. Der Finanzminister kann es nicht wagen, bei manchen Kriensausgaben sein Veto einzulegen, wie dies z. B. beim Budget des Kriegsministeriums der Fall ist, das Herr Matuzewski selber in der Kommission als „gepanzertes Budget“ bezeichnete. Mit Recht sagte daher Abg. Diamand, daß unter solchen Umständen, eine wirkliche Aenderung des Budgets nicht erfolgen könnte, da die größte Position nicht gerührt werden soll. Wenn das Budget tatsächlich unseren Verhältnissen entsprechen soll, führte Diamand aus, so müßte man sich mit dem Kriegsministerium verständigen, um das System der Armee zu ändern. Unser Heereswesen mit seiner langen Dienstzeit verschlingt viel Geld und ist auch nicht immer zweckmäßig. Die große Kavallerie z. B. die riesig viel Geld kostet, hat bei der modernen Art der Kriegführung und Kriegstechnik einen ganz geringen Kampfwert. Bei derartigen unproduktiven Ausgaben müßten bedeutende Kürzungen vorgenommen werden, damit andere wichtigere Bedürfnisse befriedigt werden können. Am allerwichtigsten für unsere Wirtschaft ist die Hebung der Kaufkraft der Bevölkerung. Dies kann aber nur durch höhere Löhne und Gehälter herbeigeführt werden. Der Staat müßte den Anfang machen, indem den Staatsbeamten eine ausreichende Aufbesserung der Bezüge gewährt wird. In der Folge müßten auch die Löhne und Gehälter der Arbeiter und Privatangestellten erhöht werden. Unsere Industrie würde dann Abnehmer haben und brauchte ihre Produktion nicht einzuschränken, was wiederum dem Staate durch erhöhte Steuereinnahmen zugute käme.

Ueber das Budget des Kriegsministeriums sowie über die Beamtengehälter wollen wir jedoch noch besonders berichten, wenn die Kommission diese Fragen im einzelnen behandeln wird. Jetzt aber wollen wir uns diejenigen Teile des Budgets ansehen, deren Beratung bereits von der Kommission in Angriff genommen wurde. Zuerst hat sich die Budgetkommission bekanntlich mit den Ausgaben für die parlamentarischen Körperschaften befaßt.

Das Parlament — eine billige Einrichtung.

Die Gesamtausgaben für den Sejm sind im Voranschlag für das Jahr 1930/31 mit 9 370 026 Zloty berechnet worden, die für den Senat mit 2 429 049 Zloty. Die Ausgaben für beide parlamentarischen Körperschaften betragen sich also auf rund 11 Millionen 800 tausend Zloty, was bei unserem Gesamtbudget von über 2 Milliarden 900 Millionen Zloty nur 0,4 Prozent der Ausgaben ausmacht. Die Ausgaben für die Parlamente bilden also

einen ganz geringen Bruchteil unseres Budgets und stellen keine Belastung dar, was besonders unterstrichen werden muß, da die Feinde des demokratisch-parlamentarischen Systems sich oft in demagogischer Weise des Arguments bedienen, daß der Unterhalt des vielköpfigen Parlaments eine große finanzielle Belastung des Staates darstelle. Dabei muß in Betracht gezogen werden, daß von der genannten Summe nicht nur die Diäten für 444 Abgeordnete und 111 Senatoren bestritten werden, sondern auch die Ausgaben für das umfangreiche Parlamentsbureau, die Sejmbibliothek, die Druckereien, die Instandsetzung der Gebäude u. dergl. Das Sejmbureau beschäftigt 49 Beamte verschiedener Kategorien sowie 88 niedere Funktionäre (Wache, Voten, Diener); im Senat sind 12 Beamte und 27 Funktionäre angestellt. Die Ausgaben für die parlamentarischen Körperschaften in Polen sind geringer als in anderen Ländern, was dem Umstand zuzuschreiben ist, daß die Diäten der Abgeordneten bei uns verhältnismäßig niedrig bemessen sind.

Das Budget des Staatspräsidenten.

Die Bezüge des Staatspräsidenten sind für das laufende Budgetjahr mit 20 000 Zloty monatlich festgesetzt worden. Der neue Budgetvoranschlag sieht für den Staatspräsidenten ein Monatsgehalt von 25 000 Zloty vor. Größere Ausgabenpositionen bilden im Budget des Staatspräsidenten der Unterhalt seiner Zivilkanzlei sowie des Militärkabinetts. Für die Zivilkanzlei sind rund 2 1/2 Millionen Zloty vorgesehen; 39 Beamte und 169 niedere Funktionäre werden darin beschäftigt. Das Militärkabinetts ist mit rund 1 300 000 Zloty dotiert; 16 Offiziere, 78 Berufsunteroffiziere, 217 Soldaten und 24 Zivilfunktionäre bilden seinen Bestand. Die Residenz in Spala kostet 181 085 Zloty, für Fahrzeuge (Wagen, Automobile) sind rund 250 000 Zloty vorgesehen. Dem Staatspräsidenten steht außerdem ein Fonds von 60 000 Zloty zu seiner persönlichen Verfügung. Das Gesamtbudget des Staatspräsidenten beziffert sich auf 4 358 896 Zloty.

Die Dispositionsfonds.

Ein Kapitel für sich bilden in unserem Budget die sogenannten Dispositionsfonds. Es sind dies Beträge, die gewissen Ministerien zur Verfügung gestellt werden, ohne daß über deren Verausgabung Rechnung gelegt zu werden braucht. Die Verwendung dieser Summen ist somit dem freien Ermessen der betreffenden Minister überlassen. Das neue Budget sieht folgende Dispositionsfonds vor:

Ministerpräsident	200 000 Zloty
Außenminister	7 200 000 "
Kriegsminister	8 000 000 "
Innenminister	6 000 000 "
Finanzminister	75 000 "

Im ganzen wird also ein Betrag von 21 475 000 Zloty der Kontrolle entzogen. Die Notwendigkeit der Dispositionsfonds wird von Seiten der Regierung mit besonderen Ausgaben begründet, deren Namhaftmachung nicht im Interesse des Staates liegt. Wir sind hingegen der Ansicht, daß sämtliche Staatsausgaben der öffentlichen Kontrolle zugänglich sein müßten, da sonst keine Garantie dafür vorhanden ist, daß die Dispositionsfonds auch wirklich ausschließlich für staatliche Zwecke verwendet werden. Wenn z. B. aus den Mitteln der Dispositionsfonds Presseorgane der regierenden Partei erhalten werden, so können wir darin keinesfalls eine Staatsnotwendigkeit erblicken. Jedenfalls glauben wir, daß die 21 Millionen Zloty bei der ungeheuren Not, die im Lande herrscht, eine viel bessere Verwendung finden könnten. Zumindestens ist eine starke Kürzung der Dispositionsfonds erforderlich.

fünfzig Kinder liegen noch krank danieder. Daneben waren mehrere hundert Kinder an Masern erkrankt; sie sind größtenteils wieder gesundet.

Sämtliche erkrankten Kinder sind in Einzelräumen isoliert worden. In einer Anzahl von Fällen ist es vorgekommen, daß die Mütter erkrankte Kinder versteckt hatten, weil sie sich nicht von ihnen trennen wollten. Zur Zeit sind in Hammerstein 3200 Personen untergebracht.

Schischerin wird endgültig abgeschoben.

Auch von der Parteiarbeit. — Rykow sein Nachfolger.

Kowno, 4. Januar. Wie aus Moskau gemeldet wird, wird der Außenkommissar Schischerin nach achtmontatiger Abwesenheit am 7. Januar wieder in Moskau ein treffen. Am 8. Januar wird er dem Rat der Volkskommissare und dem Polit-Bureau sein Rücktrittsgesuch übermitteln. Wie in gut unterrichteten Kreisen verlautet, wird sein Gesuch genehmigt werden. Schischerin wird nicht nur vom Posten des Außenkommissars, sondern auch von den Pflichten als Mitglied des Hauptauschusses der kommunistischen Partei entbunden werden. Vorläufig wird Schischerin keine weitere Verwendung im Staatsdienst finden, sich vielmehr nach Wiesbaden zurückbegeben.

Zum Nachfolger Schischerins wird Alexej Rykow ernannt werden unter Beibehaltung seiner Stellung als Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der Sowjetunion. Das neue Kollegium des Außenkommissariats der Sowjet-

union wird voraussichtlich aus folgenden Personen bestehen: Rykow, Krestinski, Surie, Rothstein und Stomonjajow, Litwinow und Karachan werden voraussichtlich aus dem Kollegium des Außenkommissariats ausscheiden und im außen-diplomatischen Dienst Verwendung finden.

Eine amtliche Bestätigung dieser Meldung liegt bisher noch nicht vor.

Aus Welt und Leben.

Feuer im amerikanischen Parlament.

New York, 4. Januar. Der bedrohlich aussehende Brand im Atrium des Repräsentantenhauses im ältesten Flügel des Kapitols konnte nach eineinhalb Stunden gelöscht werden. Wertvolle teilweise 100 Jahre alte Staatsakten sind verbrannt oder stark beschädigt worden. Ein Handwerker, der mit Malerarbeiten beschäftigt war, wurde bewußtlos und verletzt aufgefunden.

Neuer Sturm über England.

Nord- und Mittelengland wurden am Donnerstag erneut von heftigen Stürmen heimgesucht. In Liverpool erreichte der Sturm Geschwindigkeiten bis zu 140 Stundenkilometern. An dem Münster von York wurde eine Zinne losgerissen, die das Dach der Kathedrale durchschlug. In Schottland waren die Schiffe von Barker Reanfällen begleitet.

Tagesneuigkeiten.

Hast Du Deine Pflicht erfüllt?

An der Schwelle des neuen Jahres ist es gut, einmal den Blick nach vorwärts zu richten und zu prüfen, ob der bisher eingeschlagene Weg der richtige gewesen ist. Und gerade der Arbeiter hat mit besonderer Sorgfalt darauf zu achten, daß er nicht in falsche Bahnen, die zur Knechtung der Arbeiterklasse führen, gerät. Prüfe also auch Du, welcher Richtung Du angehörst und ob Du Deine Pflicht erfüllt hast! Es genügt nicht allein, Leser der Arbeiterpresse zu sein, sondern Deine Aufgabe muß es sein, ein eifriger Werber für Deine Zeitung zu werden. Die „Lodzger Volkszeitung“, die einzige und wahre Verfechterin der Interessen der deutschen werktätigen Bevölkerung in unserer Stadt, ist Dein Freund und steht Dir jederzeit treu zur Seite. Sie steht dabei der bürgerlichen Presse in keiner Hinsicht nach. Und was den Inhalt betrifft, so können sich die bürgerlichen Blätter mit der Arbeiterpresse selten messen. Bedenke, daß Du Dein trauriges Los in erster Linie der Arbeit der bürgerlichen Presse zu verdanken hast, die die Sachwalterin des heutigen privattkapitalistischen Gesellschaftszustandes ist. Auch wenn sie sich in den meisten Fällen arbeiterfreundlich gebärdet, so ist dies nichts anderes, als jene Heuchelei, die ihr eigen ist, weil sie auf der Jagd nach Lesern ist. Ihre Aufgabe ist, das Kapital zu schützen und sie erfüllt sie auch, was Du am besten aus den zahlreichen Inseraten entnehmen kannst, die ihr von Zeit zu Zeit durch die Industrie zugewendet werden.

Wäre nicht die bürgerliche Presse, die Arbeiterbewegung wäre bedeutend weiter. Aber sie ist es, die unter neutraler Maske einen Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit zu vermitteln sucht, aber im entscheidenden Moment immer auf der Seite der Besitzenden steht und von „Arbeiterbegehrlichkeit“ spricht. Solange die bürgerliche Presse das Arbeiterheim beherrscht, und dies ist heut leider noch oft der Fall, gibt es keine Befreiung der breiten Volksschichten. Und wenn die Arbeiterschaft unter der katastrophalen Wirtschaftslage heute mehr denn je zu leiden hat, so ist treues Festhalten an seinem Blatt gerade in Zeiten der Not erstes Erfordernis. Denn auch die „Lodzger Volkszeitung“ ist allein auf sich selbst angewiesen und muß obendrein den Kampf gegen eine Reihe von Gegnern führen. Darum hilf auch Du die größte Schwierigkeit überwinden. Nur wenn die bürgerliche Presse aus allen Arbeiterhäusern entfernt sein wird und jeder Arbeiter sein Blatt abonniert und für dasselbe wirbt, werden wir eines der Hauptziele der Arbeiterbewegung erreicht haben.

Darum lese Dein Blatt, die „Lodzger Volkszeitung“.

An unsere Leser.

Des heutigen Dreikönigtages wegen erscheint die nächste Nummer der „Lodzger Volkszeitung“ Dienstag mittag.

Die Auszahlung der Winterunterstützungen.

Der Magistrat der Stadt Lodz gibt allen interessierten Personen bekannt, daß angesichts der Beendigung der Registrierung der Arbeitslosen für die Winterunterstützungen die Auszahlung dieser Unterstützungen für den Monat Dezember an diejenigen Arbeitslosen, die sich in den Büreaus des Unterstützungsamtes registrieren ließen und die ihnen zum Ausfüllen übergebenen Formulare bis zum 4. Januar abgeliefert haben, am Donnerstag, den 9. Januar 1930, beginnt. Die Auszahlung der Unterstützungen wird in dem Lokal in der Petrikauer 212 in folgender Reihenfolge vor sich gehen: am Donnerstag, den 9. Januar, Arbeitslose, deren Namen mit den Buchstaben A, B, C, D, E, F, G, H, I (I) und K beginnen; am Freitag, den 10. Januar, Buchstaben L, M, N, O, P und R; Sonnabend Arbeitslose mit den Anfangsbuchstaben S, T, U, W und Z. Die Stunden der Unterstützungsanzahlung sind so festgelegt worden, daß an allen drei Tagen, in der Zeit von 9 bis 11 Uhr, die Auszahlung an Arbeitslose erfolgt, die in der ersten Abteilung des Arbeitsvermittlungsamtes registriert sind, und von 12 bis 2 Uhr an Arbeitslose aus der zweiten Abteilung des Arbeitsvermittlungsamtes. Jeder Arbeitslose hat bei sich zu haben: den Personalausweis oder ein anderes amtliches Dokument sowie die Legitimation des Arbeitsvermittlungsamtes.

Die Empfangsstunden im Inspektorat des Versicherungs-Instituts für Geistesarbeiter.

Im Inspektorat des Versicherungsinstituts an der Zielona 44 sind die Empfangsstunden wie folgt festgesetzt worden: Montags von 10—2 Uhr, Mittwochs von 12—2 Uhr und Sonnabends von 10—2 Uhr. (w)

Katastrophale Lage der Lodzger Feuerwehr.

Die Lodzger Freiwillige Feuerwehr wandte sich abermals an die Öffentlichkeit mit einem Appell. Der gegenwärtige finanzielle Stand der Wehr ist so schwer, daß es in diesem Jahre nicht möglich war, den Mannschaften den üblichen doppelten Weihnachtswochenlohn auszuzahlen. Auch die Ausstattung der Wehnmänner befindet sich in einem Zustand, der dringend einer Auffrischung bedarf. Da aber die Mittel fehlen, ist an Neuanschaffungen nicht zu denken. Um die Finanzen wenigstens etwas auszurichten, wurde beschloffen, am 8. Februar im Saale der Philharmonie einen Maskenball zu veranstalten und sich an die Öffentlichkeit mit der Bitte zu wenden, diese Veranstaltung zu besuchen und der für die Stadt so wichtigen Institution zu helfen. Es muß bemerkt werden, daß die Sommerveranstaltungen einen Reingewinn von 87 838 Ploty gebracht haben, durch den es möglich war, die Schließung zweier Büge aufzuhalten.

Zur Revision des polnisch-rumänischen Handelsvertrages.

Im Vordergrund der Arbeiten der Handels- und Industriekammer in Lodz steht zurzeit eine Rundfrage, durch die die Belange des Lodzger Industriekreises gegenüber dem abzuschließenden neuen polnisch-rumänischen Handelsabkommen festgestellt werden sollen. Die diesbezüglichen Verhandlungen sollen noch vor dem 1. März d. J. abgeschlossen werden, andernfalls würden gegenüber den polnischen Webstoffen die allgemeinen Sätze des neuen rumänischen Zolltarifs zur Anwendung gelangen, die 50 Prozent höher sind, als die zurzeit geltenden Maximalsätze des rumänischen Zolltarifs.

Die Enquete der Handels- und Industriekammer umfaßt die größten Baumwollwarenfirmen und diejenigen Etablissements, die Textilmaschinen herstellen. Die Handels- und Industriekammer macht daher aufmerksam, daß alle auf den rumänischen Export bezüglichen Sonderwünsche tunlichst umgehend der Kammer unterbreitet werden müssen.

Bestrafung von Militärpflichtigen.

Das Militär-Polizeibureau beim Lodzger Magistrat hat eine Liste von jungen Männern aufgestellt, die sich zur Registrierung bzw. Rekrutenaushebung nicht rechtzeitig gestellt haben. Es handelt sich um etwa 2000 Personen der Jahrgänge 1909 und 1911, denen Strafe droht. Die Liste ist bereits der Stadtstarostei zugegangen. (w)

Mazzia im Bereiche des 7. Polizeikommissariats.

In der Nacht zu Sonnabend veranstaltete die Kriminalpolizei im Bereiche des 7. Polizeikommissariats eine Streife, wobei sämtliche verdächtige Lokale und Spelunken abgesucht wurden. Die Polizei verhaftete hierbei 9 Personen, die wegen verschiedener Vergehen längst gesucht werden. (p)

Geheimnisvolles Dunkel in der Mordtatsache Dreibach.

Die Mordangelegenheit Dreibach hat auch im Laufe des gestrigen Tages keine weitere Klärung erfahren. Der Mörder konnte bisher nicht festgestellt werden, auch fehlen noch immer bestimmte Anhaltspunkte, die zu einer Auffindung des Täters beitragen könnten. Der in die Angelegenheit mit verwickelte Verwandte Dreibachs, Karl Brenke, der von der Polizei ebenfalls verhaftet worden war, wurde gestern freigelassen, da er in keinerlei Zusammenhang mit der Mordtat gebracht werden konnte. Die Nachforschungen dauern an. Es geht zunächst darum, festzustellen, wer der Mann gewesen ist, der zu der Zeit, als der Mord geschehen sein könnte, von der Nachbarin Dreibachs, Frau Wojanowska, im Mordhause gesehen wurde. Etwas Positives konnte aber auch nach dieser Richtung hin bisher nicht festgestellt werden. Die Zeugenvernehmung wird fortgesetzt.

Als neue Einzelheit in dieser gräßlichen Mordtatsache dürfte die Tatsache sein, daß Brenke seiner Frau mitgeteilt hat, Johann Dreibach habe, als sie beide vor der verschlossenen Tür der Wohnung standen, in der, wie sich später herausstellte, Frau Dreibach ermordet lag, zu ihm gesagt, daß er von einer bösen Ahnung besessen sei und der Meinung Ausdruck gegeben habe, ob seiner Frau nicht gar etwas Böses zugestoßen sei.

Welche Schlussfolgerungen aus dieser Bemerkung Johann Dreibachs gezogen werden können, ist Aufgabe der Untersuchungsbehörde. Vor allen Dingen wird es aber notwendig sein, festzustellen, wer der von der Frau Wojanowska gesehene Mann gewesen ist und was dieser in dem Mordhause zu schaffen hatte.

Heute, Sonntag, den 5. Januar, 10 Uhr vorm. öffentlicher Vortrag statt findet im Saale d. Stadtrates, Pomorska 18, ein über das Thema:

Die Tuberkulose der Feind der Arbeiterschaft

Der Vortrag wird in deutscher Sprache von einem Arzt gehalten werden (Name des Vortragenden wird noch bekanntgegeben).

Der Eintritt ist frei.

Die Exekutive Lodz der D.S.A.P.

In Sachen der städtischen Anleihe.

Erklärung des Magistrats.

Gestern verbreitete das Nachrichtenbureau „Polpres“ die alarmierende Nachricht, daß dem Lodzger Magistrat von der Finanzkammer die Auszahlung von 250 000 Ploty, die ihm als Zuschuß von den staatlichen Steuern zufallen, angeblich auf Weisung des Finanzministeriums verweigert wurde. In dieser Angelegenheit schickt uns die Presseabteilung des Magistrats folgende Erklärung zu:

Auf Grund wiederholter Bemühungen des Magistrats haben die Finanzbehörden zugestimmt, die Rückzahlung der vom Finanzministerium aufgenommenen Anleihe in Höhe von 1 Million Ploty bis zum Ende des Budgetjahres 1929/30 zu verschieben oder bis zum Termin der grundsätzlichen Abrechnung zwischen dem Staatsschatz und dem Lodzger Magistrat in Sachen der Auszahlung der rückständigen Summen für die Einkommensteuer an den Magistrat. Die Auszahlung dieser rückständigen Summen an die polnischen Städte verlangt die Zuweisung eines größeren Kredits, was nur auf dem Wege des Gesetzes geschehen kann. Diese Angelegenheit sollte noch im laufenden Budgetjahre, und zwar bis zum 1. April d. J. erledigt werden, wie Minister Matuszewski in der Budgetkommission des Sejm versichert hat. Im Zusammenhang mit den früher erhaltenen Zusagen und der erwähnten Angelegenheit weilte Stadtpräsident Ziemiencik am 3. d. M. in Warschau, wo er mit dem stellvertretenden Finanzminister Grodynski und dem Direktor des Departements für Selbstverwaltung im Innenministerium, Dr. Duch, wegen des endgültigen Rückzahlungstermins der erwähnten 1-Million-Anleihe konferierte. Diese Bemühungen haben für die Lodzger Selbstverwaltung ein durchaus günstiges Resultat erzielt. Die Bitte um Stundung der Anleihe wird berücksichtigt werden. Außer diesen Konferenzen hat Stadtpräsident Ziemiencik mit niemand sonst verhandelt, weshalb einige Angaben darüber in manchen Lodzger Blättern durchaus nicht auf Wahrheit beruhen.

Brand in einem Wohnhause.

Am Freitag, um 9 Uhr abends, geriet im Hause Pomorska 80 infolge eines schadhaften Schornsteins eine Seitenwand in Brand. Der 2. Zug der freiwilligen

Feuerwehr unterdrückte das Feuer nach halbstündiger Tätigkeit. (w)

Pflichtiger Tod auf der Straße.

Vor dem Hause Wujtonoska 2 starb plötzlich ein vorübergehender Mann im Alter von etwa 35 Jahren. Die Leiche des plötzlich Verstorbenen wurde nach dem städtischen Prosektorium gebracht. Der Name des Toten konnte bisher nicht festgestellt werden.

Magenschmerzen, Magendruck, Verstopfung, Darmfäulnis, galliger Mundgeschmack, schlechte Verdauung, Kopfschmerz, Zungenbelag, blasse Gesichtsfarbe werden durch öfteren Gebrauch des natürlichen „Franz-Josef“-Wasser, ein Glas voll abends kurz vor dem Schlafengehen, behoben. Spezialärzte für Verdauungsstörungen erklären, daß das Franz-Josef-Wasser als ein sehr zweckdienliches Hausmittel warm zu empfehlen sei.

Wenn Kinder ohne Aufsicht gelassen werden.

In der Wohnung des Ladenbesizers Nowicz, Pomorska 31, trank der zweijährige Sohn des Nowicz in einem unbewachten Augenblick ein größeres Quantum Petroleum. Der alarmierte Arzt der Unfallrettungsstation erteilte dem Kinde die erste Hilfe und ließ es nach dem Anne-Marien-Hospital überführen.

Durch einen Messerstich verletzt.

In einer Wohnung des Hauses Miedziana 22 wurde der 21jährige Heinrich Kube, Orla 7 wohnhaft, durch einen Messerstich in die Brust verletzt. Bei seiner Vernehmung gab Kube an, daß er sich selbst verletzt hätte. Inwiefern diese Angabe zutrifft, dürfte die bereits eingeleitete Untersuchung ergeben.

Wir warten auf dich!

Bist du schon

Leser der

„Lodzger Volkszeitung“?

Das Gespenst der Arbeitslosigkeit

42 435 Arbeitslose im Lodzer Industriebezirk, davon in Lodz allein 30 611.

Jeder vierte Lodzer Arbeiter arbeitslos, die übrigen fast ohne Ausnahme halbarbeitslos.

Die Arbeitslosigkeit im Lodzer Industriebezirk nimmt einen geradezu katastrophalen Umfang an. Jeder Wochenbericht des Arbeitsvermittlungsamtes weist ein unheimlich rapides Anwachsen der Zahl der Arbeitslosen auf. Besonders in der verflochtenen Woche hat die Arbeitslosenziffer einen gewaltigen Sprung nach oben gemacht, denn nicht weniger als 4638 Personen wurden in der Zeit vom 29. Dezember bis 4. Januar als Arbeitslose neu registriert. Gegenwärtig haben wir in unserer Stadt 30 611 registrierte Arbeitslose, was im Verhältnis zur Gesamtzahl der Arbeiterschaft von Lodz 21 Prozent ausmacht. Dabei ist zu unterstreichen, daß es sich hier nur um die registrierten Arbeitslosen handelt, denn wollte man die nicht-registrierten Arbeitslosen, deren Zahl ebenfalls sehr hoch ist, noch hinzurechnen, so würde dieser Prozentsatz noch bedeutend höher sein. Man kann also ohne Uebertreibung sagen, daß jeder vierte Arbeiter in Lodz gegenwärtig ganz ohne Beschäftigung ist. Von diesem großen Arbeitslosenheer bezieht in Lodz aber nur der kleinere Teil, kaum 14 281 Personen, die fargen Unterstützungen aus den Arbeitslosenfonds, während 16 252 registrierte und alle nichtregistrierten Arbeitslosen ganz dem Hunger preisgegeben sind. Denn die von der Regierung zur Verfügung gestellten Winterunterstützungen sind durch die verschiedenen Einschränkungen nur für die wenigsten Arbeitslosen zugänglich, so daß diese Hilfsaktion gegenüber der ungeheuren Zahl der Arbeitslosen nur wenig ins Gewicht fällt. Will man einen Vergleich mit dem Stand der Arbeitslosigkeit vor einem Jahre ziehen, so ergibt sich, daß die Arbeitslosenziffer im Laufe des letzten Jahres um mehr als das Doppelte gestiegen ist, denn Anfang Januar vorigen Jahres zählte Lodz noch 14 476 Arbeitslose. Und immer noch hat der Strom der Arbeiterentlassungen nicht aufgehört; so wurden allein aus den Industriewerken von Scheibler und Grohmann in dieser Woche über 300 Arbeiter entlassen.

Ist also das Los der Arbeitslosen im höchsten Grade bedauernswert und für sie das Hungerdasein schon fast unerträglich, so ist es mit den noch nicht ganz auf die Straße gekehrten Arbeitern nicht viel besser bestellt. Diese sind fast ohne Ausnahme halbarbeitslos und nur 2, 3, 4 oder fünfzigstenfalls 5 Tage in der Woche beschäftigt. Auch diese Opfer unserer kapitalistischen Wirtschaftsordnung können sich kaum mehr satt essen, denn in den meisten Fällen müssen sich diese Leute mit einem Wochenverdienst von 12 bis 15 Zloty begnügen.

So herrlich weit haben wir es also unter der Regierung der Sanacja gebracht. Es gehört wahrlich eine eiserne Stirn dazu, wenn diese Leute, die in erster Linie die Schuld an diesem Massenelend tragen, es wagen, von einer „Lebensfreude“ im Lande zu sprechen. Und in dieser Zeit, wo das ganze Land unter der furchtbarsten wirtschaftlichen

Misere stöhnt und ächzt, wo die Menschen durch Hunger und Elend massenhaft Hand an sich legen, sehen unsere Staatslenker es als ihre erste Aufgabe an, eine Aenderung der Verfassung durchzuführen. In dieser Zeit des tiefsten Elends im Lande stellt die Regierung ein Budget von 3 Milliarden Zloty auf, welche Summe durch Steuern aus dem ausgehungerten Lande herausgepreßt werden soll, um den Löwentheil davon für Rüstungszwecke zu verwenden. Die Forderung der gesamten Arbeiterschaft aber muß heute sein: Fort mit allen Verfassungskämpfen in einer Zeit des tiefsten Elends im Lande, fort mit allen unproduktiven Ausgaben. Erste Aufgabe der Regierung muß die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit sein.

Im Bereiche des Lodzer Staatl. Arbeitsvermittlungsamtes (Stadt und Kreis Lodz, Lasz, Sieradz, Lenczyca, Brzeziny) waren am 4. Januar d. J. insgesamt 42 435 (in der Vorwoche 37 711) Arbeitslose registriert, davon in Lodz allein 30 611 (26 789), Pabianice 3753 (3618), Zgierz 3147 (2920), Zdunsko-Wola 1986 (1827), Tomaszow-Mazowiecki 2390 (2027), Konstantynow 81 (81), Mezardrow 254 (236), Ruda-Pabianicka 213 (213). Unterstützungen aus dem Arbeitslosenfonds erhielten in der vergangenen Woche 11 589 Arbeitslose, davon in Lodz allein 14 281. Verloren haben die Arbeit in der vergangenen Woche in Lodz 4638 (in der Vorwoche 2050) Arbeiter; zur Arbeit weggeschickt wurden 45 Personen, von der Evidenz gestrichen 793 Arbeitslose. Das Staatliche Arbeitsvermittlungsamte verfügt über 19 freie Stellen für Arbeiter verschiedener Berufe.

Auf Grund der Statistik des Hauptversicherungsamtes in Warschau betrug die Zahl der registrierten Arbeitslosen in ganz Polen am 29. Dezember 186 427 Personen. Im Vergleich zur Vorwoche ist die Zahl der Arbeitslosen um 16 252 Personen gestiegen.

Neue Denkschrift des Klassenverbandes an den Arbeitsminister.

Gestern hat die Verwaltung der Bezirkskommission der Berufsverbände an den Arbeitsminister Prystor in Angelegenheit der Unterstützung der Arbeitslosen folgende Denkschrift abgesandt:

„Die äußerst schwere Lage tausender arbeitsloser Arbeiter in dem Lodzer Industriebezirk hat uns veranlaßt, am 2. Dezember 1929 an den Herrn Arbeitsminister eine Denkschrift zu richten, in der um die Erteilung von Hilfe für die tausenden Arbeitslosen nachgesucht wurde..

Unsere Abordnung, die sich bei dem Herrn Minister

am 3. Dezember 1929 melden ließ, um die Denkschrift zu überreichen, wurde an den Departementsdirektor Herrn E. Szubartowicz gewiesen. Herr Departementsdirektor Szubartowicz erklärte unserer Abordnung, daß die Regierung die Absicht habe, allen Arbeitslosen zu Hilfe zu kommen und nicht nur denjenigen, die ein Recht hatten, Unterstützungen von dem Arbeitslosenfonds zu beziehen. Aus diesem Grunde werde die Regierung die staatliche Arbeitslosenunterstützung nicht nachprüfen, sondern werde allen Arbeitslosen, die den Termin für die Arbeitslosenunterstützungen bereits überschritten haben, und auch denen, die in Unternehmen mit weniger als fünf Arbeitern beschäftigt waren und kein Anrecht auf die staatliche Arbeitslosenunterstützung haben, Unterstützungen in Höhe von 20, 30 und 45 Zloty monatlich für die Monate November, Dezember, Januar und Februar zuerkennen. Sollte sich die Krisis hinziehen, so wird die Unterstützung auch für März ausbezahlt werden.

Inzwischen wurden durch die einige Tage später eingesandten Instruktionen des Ministeriums zur Erteilung der oben angeführten Unterstützungen von diesen Unterstützungen alle unverheirateten Arbeitslosen ausgeschlossen, die bisher sogar ein Anrecht auf die staatliche Arbeitslosenunterstützung aus dem Arbeitslosenfonds hatten. Außerdem wird durch diese Instruktion von den Arbeitslosen verlangt, daß sich diese alle Monate bei dem staatlichen Arbeitsnachweis als Arbeitssuchende zu melden haben.

Da die obigen Anordnungen der breiten Massen der Arbeitslosen schädigen, insbesondere aber diejenigen Arbeitslosen, die überhaupt keine Unterstützungen erhalten haben, stellen wir fest, daß diese mit der Erklärung des Departementsdirektors Herrn Szubartowicz an unsere Abordnung am 3. Dezember in Widerspruch stehen. Wir bitten daher den Herrn Minister um eine dahingehende Aenderung der Instruktion, daß den unverheirateten Arbeitslosen, sowie denjenigen Arbeitslosen, die ihre Unterstützungsfrist bereits erschöpft haben und keinen Kontrollstempel besitzen, die genannten Unterstützungen erteilt werden. Gleichzeitig erlauben wir uns anzuführen, daß durch die Instruktion die überwiegende Mehrzahl der Arbeitslosen der Unterstützungen verlustig gehen.

Ebenfalls als eine Benachteiligung sehen wir die Entziehung dieser Unterstützungen den Arbeitslosen in solchen Industrieorten wie Zgierz, Pabianice, Zdunsko-Wola, Tomaszow-Mazowiecki, Kalisz und Petrikau an.

In Anbetracht des Obigen wenden wir uns an den Herrn Minister um günstige Erledigung unserer Forderungen und Ausdehnung der Unterstützungen auf die in unsere Denkschrift vom 2. Dezember v. J. angeführten Ortschaften.“

DES LEBENS SELTSAMES SPIEL

ROMAN VON ELISABETH NEY
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

Bei diesen Worten stieg Christa wie gekehrt davon. In ihrem Zimmer angekommen, sank sie auf ihr Bett und riß das Telegramm in wilder Hast auf. Es lautete: „Liebling! Soeben erhalte ich Nachricht von dem plötzlichen Tode meines Onkels, der an mir Vaterstelle vertritt. Tief erschüttert eile ich noch heute abend zum Totenlager. Adresse: Stuttgart, Parkstraße 8. Verzeih, Liebling, du wirst sehr traurig sein, aber der unerbittliche Tod fragt nicht nach Menschenglück. Verzage nicht, so bald wie möglich kehre ich zurück. Matthias!“

„Matthias, dem Himmel sei Dank!“ Wie ein erlösender Schrei brach dieser Ausruf aus Christas Munde.

Die Gedankenlosigkeit der alten, halbblindischen Nachbarin hatte also all dies furchtbare Leid der letzten Tage über sie gebracht.

Matthias Brecht war kein schlechter Mensch, nur die Pflicht hielt ihn fern von ihr. Er hatte sie nicht vergessen, nicht mit ihr gespielt!

Auffubelnd preßte sie das Telegramm gegen ihre Lippen.

Sie weinte. Diesmal aber waren es Tränen seligen Glücks, die unaufhaltsam aus ihren Augen rollten.

„Matthias, mein Geliebter, ich habe dich wieder“, kramelte sie, unter Weinen und Lachen.

Erst, als sie die Flurtür gehen hörte, füllte sie schnell das Telegramm zusammen und steckte es in ihre Tasche. Es war Olga, die von der Arbeit heimkam. Sie sollte nicht an ihrem Glück teilhaben. Auch dem Vater wollte Christa nichts verraten; nein, aus Matthias Brechts Munde allein sollten sie alle erfahren, daß ihr Glück doch noch Wirklichkeit geworden war.

Und es schien fast, als wenn selbst der Himmel sich mit Christa Wald freuen wolle; denn die trägen, schweren Regenwolken, die in den letzten Tagen über der Stadt gehangen hatten, zerfielen urplötzlich in alle Winde, und die letzten Strahlen der Abendsonne drangen in ihr kleines Zimmer.

Christa trat zum Fenster und breitete sehnsüchtig die Arme aus.

„Matthias, mein Geliebter, ich habe dich bald wieder, und alles, alles ist gut“, flüsterte sie glücklich.

Als Christa am nächsten Morgen die Wohnung verließ, um ins Amt zu fahren, begegnete ihr auf der Treppe der Briefträger.

„Heute ist auch ein Brief für Sie dabei, Fräulein Wald“, sagte er, lachend stehenbleibend.

Christa griff errötend nach dem Briefe, auf dem sie Matthias Brechts Handschrift erkannte.

Einen Dank murmelnd, eilte sie schnell die Treppe hinab. Drüben in den kleinen Blaganzanlagen, auf einer Bank, erbrach sie dann das Schreiben.

Es enthielt nur wenige, hastig hingeworfene Sellen, aus denen jedoch Liebe und grenzenlose Sehnsucht sprachen. Matthias teilte ihr mit, daß er in den nächsten Tagen nach Berlin zurückkehren und sie dann des Abends abholen würde, um die Angelegenheit mit ihrem Vater zu ordnen.

Zärtlich und besorgt waren die Worte, die er gewählt hatte. In Christas Augen funkelten Tränen der Rührung, als sie den Brief des Geliebten immer aus neue zärtlich gegen das freudig pochende Herz preßte.

Jetzt schämte sie sich ihres Kleinmuts und ihres Zweifels an dem geliebten Manne.

Wie hatte sie auch nur den geringsten Argwohn schöpfen können? Matthias würde sehr traurig sein, wenn er es erfahren sollte.

Christa Wald schrak aus ihren Grübeleien auf.

Eine Uhr hatte soeben geschlagen; sie würde die Untergrundbahn benutzen müssen, wenn sie nicht zu spät kommen wollte.

Eilig sprang sie auf und lief davon.

Auf der Fahrt zu ihrer Dienststelle überkam sie wieder das bohrende, tiefe Weh darüber, daß sie in ihrem Elternhause so wenig Verständnis fand. Was für schwere Kämpfe würde es nun kosten, bis der Vater sich zur Einsicht bekehren ließ, daß Matthias Brecht es wirklich ehrlich mit ihr meinte? Sie schämte sich beinahe bei dem Gedanken, den Geliebten über ihres Vaters Verhalten aufklären zu müssen.

Dann aber verschweichten süße Zukunftsträume die traurigen, drückenden Gedanken.

Sie dachte an die Zeit, in der sie die Frau Matthias Brechts sein würde. Sie sah sich an seiner Seite, irgendwo in fernem Lande, und seufzte bei dieser Vorstellung, begeistert und sehnsüchtig zugleich.

Unter solchen Träumen legte Christa die ziemlich lange Fahrt ins Amt zurück.

Einige Minuten zu spät betrat sie ihre Arbeitsstätte.

Noch nie hatte sie sich bisher eine Unpünktlichkeit zuschulden kommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst. Kammerbühne.

Trio
Komödie in 3 Akten von Lenz.

Leszczynski hat die deutsche Komödie umgebaut, sozusagen polonisiert. Sofern er dem Verfasser treu blieb, hat er nichts gebessert. Es ist fast sinnloser Schund, wie es auch gegeben wird.

Zwei Männer und eine Frau, die just so sind, wie sie ein Schimumpublikum liebt und haben will. Sie eine dumme Kake, mit zarten Pfoten, verhätschelt, rücksichtslos, eigenwillig, irgend ein delikates Untier, das man des gleichenden Felles wegen streichelt. Auf alle Fälle ist es kein Mensch. Selbst bei einer Charlestone dame darf man mehr Menschliches voraussetzen. Der erste Mann ein verliebter Vater, der trotz ernstlicher Betätigung von der dummen Kake beherrscht wird. Der zweite Sportmann, reich, fad und einfällig. Die Kake wandelt von Hand zu Hand, alles endet gut, alles ist zufrieden und das Schimumpublikum lacht vergnügt über so viel amtsante Hohlheit.

Doch ich bitte, Bengierko, Malicka und der neueste polnische Valentin, Sawa, ist das nicht genug? Malicka, als gleichende Kake, figurlich relativ, im Spiel dagegen virtuosenhaft. Da ist Talent und Uebung. Selbst das Dummste klingt gut, bestrickend, fast glaubwürdig. Bengierko durchweg gut, nun, das ist selbstverständlich. Sawa, der neue Filmstar, ist geringerer Qualität. Manchmal scheint es, als wenn ihm die Hände zu lang gewachsen wären. Er hat aber viel Klame für sich.

Alles in allem: Zwei bedeutende Künstler und ein Aksept machen eine Tournee, um an einem billigen, untauglichen Objekt ihre Kunst zu zeigen. Ist das ernste künstlerische Tätigkeit?

Aus der Philharmonie.

Matinee von Hanna Ordonowna. Heute um 12 Uhr mittags findet in der Philharmonie die angekündigte Matinee von Hanna Ordonowna statt unter Teilnahme von Fr. Jarosch, Janu Barnecki, W. Dan und L. Woronski. Das reiche Programm verspricht sich imponierend zu gestalten.

Aus dem Reiche.

Dreißig Banditenüberfälle.

In der Nacht zum 4. Januar wurde im Dorfe Wola-Krypiotoporka bei Petrikau ein dreißiger Banditenüberfall verübt. In die Wohnung des Landwirts Andrzej Szejniny waren drei mit Revolvern bewaffnete und maskierte Banditen eingedrungen, hatten die Wohnungszinassen in einer Anzahl von fünf Personen gefesselt und dann die Wohnung nach Geld und Wertgegenständen durchsucht. Dabei sind ihnen nur 100 Zloty in bar und zwei Pelze in die Hände gefallen. Eine größere Summe Geldes hatte der Landwirt so gut versteckt, daß die Räuber es nicht fanden. Nach dem Raube haben die Banditen die Türen mit landwirtschaftlichen Maschinen verbarrikadiert, worauf sie die Flucht ergriffen. Erst nach einiger Zeit konnten sich die Wohnungszinassen von ihren Fesseln befreien und die Polizei von dem Ueberfall in Kenntnis setzen. Diese hat sofort eine energische Untersuchung eingeleitet, doch ist es bisher nicht gelungen, den Banditen auf die Spur zu kommen.

Den mit seinem Wagen auf dem Heimwege sich befindenden Landwirt Antoni Bartoszewski sind zwischen den Dörfern Mokre und Ogogow bei Wielun zwei bewaffnete und maskierte Banditen überfallen und haben die Herausgabe des Geldes verlangt. Sie banden Bartoszewski mit der Pferdeleime am Wagen fest und raubten ihm 35 Zloty sowie eine silberne Taschenuhr. Hierauf ergriffen sie die Flucht und verschwanden im nahen Walde. Da der Ueberfallene erst nach einigen Stunden die Polizei benachrichtigen konnte, ist die Auffindung der Räuber ziemlich erschwert worden.

Agum. Selbstmord eines Polizisten. Gestern gegen 9 Uhr morgens hörten die am Hause der hiesigen Polizeiwache vorübergehenden Personen im Hause einen Revolverknall fallen. Als einige beherzte Straßenpassanten die Polizeistube betraten, fanden sie den Polizisten Romakowski mit durchschossener Schläfe am Boden liegend vor. Der schwerverletzte Polizist, der sich übrigens in Agum eines sehr guten Rufes erfreute, wurde nach dem Krankenhaus in Lodz gebracht.

Pabianie. Die Entwicklung der Freiwilligen Feuerwehr. Die Verwaltung der Pabianicer Freiwilligen Feuerwehr ist gegenwärtig zum Bau eines Seitengebäudes am Feuerwehrhause am Neuen Ringe geschritten. Das Erdgeschloß des neuen Gebäudes wird als Garage für Kraftwagen spritzen usw. dienen, während das obere Stockwerk den Konferenz- und Vergnügungssaal beherbergen soll. Das neue Gebäude soll am Tage des Gründungsjubiläums der Pabianicer Feuerwehr eingeweiht werden.

Erwerbslosenunterstützungen. Während der Weihnachtszeit hat der Magistrat der Stadt Pabianice den Erwerbslosen Unterstützungen aus Staatsmitteln ausgezahlt. Die Unterstützungssätze betragen 25, 30 und 40 Zloty, je nach der Zahl der Familienmitglieder. Für die Dauer einer viermonatigen Unterstützungszeit hat die Regierung insgesamt 25 000 Zloty dem Pabianicer Magistrat zur Verfügung gestellt. Trotzdem ist der Magistrat bemüht, die zur Unterstützung der Erwerbslosen vorgegebene Summe zu erhöhen, da von 1000 Erwerbslosen zurzeit nur 200 unterstützt werden können. — Außer diesen Unterstützungen hat der Magistrat an 200 Erwerbslose Beihilfen aus städtischen Mitteln ausgezahlt.

Koluszki. Die Leiche auf dem Eisenbahndamm. Auf dem Eisenbahndamm zwischen den Stationen Koluszki-Rogow wurde die furchtbar verstümmelte Leiche einer etwa 30jährigen Frau gefunden, der die Beine und der Kopf vom Rumpfe getrennt waren. Ob es sich um einen Unfall oder Selbstmord handelt, konnte bisher nicht festgestellt werden. Auch der Name der Frau konnte noch nicht ermittelt werden. Sie ist blond und dem Aussehen nach Stadtbewohnerin.

Kattowitz. Blutige Silbesternacht. Die Kammerstraße in Scharley bildete in der Silbesternacht den Schauplatz eines blutigen Dramas. Als kurz vor Mitternacht der 19jährige Arbeiter Strzelezyk, der Ernährer seiner alten Eltern, in Begleitung eines Freundes die Straße passierte und in deutscher Sprache anderen Leuten ein Profit Neujahr zurief, fielen mehrere Burtschen über ihn her und verprügelten ihn. Einer der Angreifer versetzte dem jungen Mann zwei Messerstücke in die Herzgegend, die nach Anlegung eines Notverbandes die sofortige Ueberführung ins Lazarett notwendig machten. Vier ist der Verletzte am Neujahrstag nachmittag verschieden. Auch an anderen Stellen des Ortes kam es nach Mitternacht zu Zusammenstößen zwischen angetrunkenen jungen Leuten, die mit Stöcken und anderen Werkzeugen aufeinander einhieben. Es gab eine Reihe blutiger Köpfe. Ein Arbeiter erhielt mit einer Schusterahle einen derartig wichtigen Stich in den Kopf, daß das Werkzeug abbrach und ein großes Stück des Stahlteiles im Schädel stecken blieb.

Ein blutiger Raubüberfall mit tödlichem Ausgang wurde Silbesternacht auf der Chaussee Panion-Bujalow verübt. Dort stürzte der Arbeiter Paul Cipa aus Nowa Wies an einer abgelegenen Stelle mit einer Art auf den Grubenarbeiter Bernhard Mansfeld aus Bujalow und versetzte ihm sieben heftige Arthiebe auf den Kopf. Der Ueberfallene brach bewußlos zusammen. Gerade als sich der Täter daran machen wollte, den Hilflosen zu berauben, kamen andere Arbeiter hinzu, die den Cipa überwältigten und nach dem Gemeindamt in Bujalow schafften. Der schwerverletzte Mansfeld wurde in das Knappschaftslazarett in Orzesze eingeliefert und ist dort inzwischen verstorben. Cipa wurde arretiert und wird nach abgeschlossener Voruntersuchung in das Gefängnis eingeliefert.

Krakau. Selbstmord eines Warschauer Studenten auf der Straße. In der Karmelickastrasse erschloß sich gestern ein junger Mann, indem er auf offener Straße plötzlich einen Revolver aus der Tasche zog und sich zwei Kugeln in die Brust jagte. Wie es sich herausstellte, handelt es sich um einen Warschauer Studenten.

Radio-Stimme.

Für Sonntag, den 5. Januar 1930.

Polen.

Warschau (212,5 Hz, 1411 M.).
12.10 Sinfonische Matinee, 14.20 und 14.50 Musikalisches Zwischenspiel, 16.20 und 16.55 Schallplattenkonzert, 17.40 Konzert, 20.15 Populäres Orchesterkonzert, 23 Tanzmusik.

Kattowitz (734 Hz, 408,7 M.).
16 Populäres Orchesterkonzert, 17.40 Konzert, 19 Verschiedenes, 20.15 Solistenkonzert, 23 Tanzmusik.

Krakau (959 Hz, 313 M.).
Pattowitzer Programm.

Posen (896 Hz, 335 M.).
17 Schallplattenkonzert, 18.50 und 23 Konzert, 20.15 Solistenkonzert.

Ausland.

Berlin (716 Hz, 418 M.).
12 Mittagskonzert, 15.30 Violinvorträge, 19 Lieder, 20 Orchesterkonzert.

Breslau (923 Hz, 325 M.).
8.45 Morgenkonzert, 12 Mittagskonzert, 15.50 Lieder schleischer Tonseher, 20.30 Glükauf.

Frankfurt (770 Hz, 390 M.).
12 Konzert, 14 Jugendstunde, 16 Nachmittagskonzert, 20 Lied und Operette, 21 „Die Werbung“, 22.15 Unterhaltungskonzert, 23.30 Tanzmusik.

Hamburg (806 Hz, 372 M.).
7 Hafen-Frühkonzert, 12.30 Frühkonzert, 13.05 Konzert, 15.40 Lieder und Klavierstücke, 16.10 Aus klassischen Operetten, 17.40 Nachmittagskonzert, 20 Kleines Beh und große Freude, 23 Tanzmusik.

Köln (1319 Hz, 227 M.).
7 Schallplattenkonzert, 13 Mittagskonzert, 16.30 Beipersonal, 20 Volkskonzert.

Wien (581 Hz, 517 M.).
11 Sinfoniekonzert, 15.30 Nachmittagskonzert, 18.45 Kammermusik, 20.05 „Der Zerrißene“, Hörfolge.

Für Montag, den 6. Januar 1930.

Polen.

Warschau (212,5 Hz, 1411 M.).
12.10 Johann-Strauß-Matinee, 16.20 Schallplattenkonzert, 17 Populäres Orchesterkonzert, 19 Verschiedenes.

Kattowitz (734 Hz, 408,7 M.).
12.10 Konzert, 16 Schallplattenkonzert, 17 Populäres Orchesterkonzert, 20.30 Sinfoniekonzert, 23 Tanzmusik.

Am Scheinwerfer.

Ein Kulturspiegel.

Der Hauptspiegel der Kultur eines Landes ist die Nachfrage nach Büchern. Nach den Feststellungen des Polnischen Literarischen Klubs (P.L.K.-Klub) und der Vereinigung der Verbände der polnischen Berufsschriftsteller sieht es hiermit in Polen, daß einen ungeheuren Prozentjah Analphabeten besitzt, geradezu katastrophal aus. Es kommt nämlich ein Buch auf — man höre und staune — 3500 Personen! Genannte Verbände halten dies schon für einen merklichen Fortschritt, denn 1920 kam ein Buch sogar erst auf 6976 Personen. Durchschnittlich werden in Polen von einem Buch nur 3000 Exemplare gedruckt, selten wird eine Auflage von 5000 Exemplaren überschritten.

Wie soll auch die Bevölkerung Polens, der von einer überwiegend pseudochristlichen militärischen Presse täglich eingetrichtert wird, Polen sei von Feinden rings umgeben (die angeblich alle Polen überfallen wollen), Lust haben, Bücher zu lesen! Was kommt es hier darauf an, den Geist zu bilden, Hauptsache, daß der Korpus seine militärischen Uebungen hat.

Der amtsmilde Diktator.



Primo de Rivera,

der spanische Diktator, soll Madrider Meldungen zufolge, dem König seinen Rücktritt angeboten haben.

Krakau (959 Hz, 313 M.).
Warschauer Programm.
Posen (896 Hz, 335 M.).
12.05 Schallplattenkonzert, 17.45 Konzert, 19 und 20 Verschiedenes, 20.30 Sinfoniekonzert, 22.30 Tanzmusik.

Ausland.

Berlin (716 Hz, 418 M.).
11 und 14 Schallplattenkonzert, 16.30 Konzert, 19 und 20 Unterhaltungsmusik, 22.30 Tanzmusik.

Breslau (923 Hz, 325 M.).
12.20 und 13.45 Schallplattenkonzert, 16.30 Epiphania, 19.05 Italienische Musik, 20.30 Hörfolge: „Schlager festiert“.

Frankfurt (770 Hz, 390 M.).
12.15 und 13.15 Schallplattenkonzert, 15.15 Jugendstunde, 19.30 6. Montagskonzert, 23 Tanzmusik.

Hamburg (806 Hz, 372 M.).
7.20 und 11 Schallplattenkonzert, 13.05 Konzert, 16.15 Deutsche Jugendstunde, 17 Klassische Stücke, 18 Unterhaltungskonzert, 19.30 Sinfoniekonzert, 21.30 Spiel: „Der Megandrit“.

Köln (1319 Hz, 227 M.).
7 und 11.45 Schallplattenkonzert, 13.05 Mittagskonzert, 15 Kinderstunde, 17.30 Beipersonal, 20 Abendmusik, 20.45 Zeitbild: „Das Reich der Wiedertäufer in Münster“.

Wien (581 Hz, 517 M.).
10.20 Chorvorträge der Wiener Sängerknaben, 11 Konzert, 15.30 Nachmittagskonzert, 17.45 Ukrainische Volkslieder, 19 Gitarrenkammermusik, 20 Lieder von Max Oberleithner, 20.30 Sinfoniekonzert.

Theater-Verein „Thalia“
Saal des Männergesangsvereins, Petrikauer 243.

Heute, 7 Uhr abends
„Die Bajadere“
Operette in 3 Akten von Emmerich Kalman.
Preise der Plätze Zl. 2.— bis Zl. 6.—

Morgen, 4 Uhr nachmittags
Das verwunschene Weihnachtsfest
Märchen für jung u. alt m. Gesang u. Tänzen in 4 Aufzügen von F. Reuter. Musik von Gunther Boyde.
Preise der Plätze Zl. 1.50 bis Zl. 4.—

Kartenverkauf: Drogerie Arno Dietel, Petrikauer 157
Buchhandlung G. E. Meißel, Letzt 84
Theaterkasse 1 Stunde vor Beginn geöffnet

Der Raum dieser Anzeige ist reserviert für die Antwort der polnischen Schuhgesellschaft BAT'A Akt.-Ges.

auf den heutigen unsoliden Angriff der Konkurrenz, welche mit aller Macht versucht, das verdiente Vertrauen der breiten Öffentlichkeit für unsere weltberühmten guten u. billigen Schuhwaren zu untergraben

1930

Für den Karneval

Frauenhemden, Westen, schwarze Kravatten, Handschuhe

A. SPODENKIEWICZ

Wollartikel, Sweater, Pullover, Schals, Wäsche

PIOTRKOWSKA 150, 11. LISTOPADA 26



Kirchengefangverein der St. Trinitatis-Gem. Lodz

Heute, Sonntag, den 5. Januar 1.3., nachmittags 5 Uhr, begehen wir im eigenen Vereinslokal an der Konstantiner Straße Nr. 4, unser traditionelles

Christbaumfest

wozu wir die werten Mitglieder nebst Familie und eingeführte Gäste herzlich einladen. Pfandlotterie. Weihnachtsaufführung. Div. Ueberraschungen. Der Vorstand.

Kino „UCIECHA“ Simanowkistr. (Alexandrowska) Nr. 36

Heute und folgende Tage: Der große Schlager der Saison

„Champagner-Leben“

In den Hauptrollen:

Nancy Carroll und Richard Arlen.

Nächstes Programm: „Die Sünderin“

Beginn der Vorstellungen: täglich um 4 Uhr, Sonnabends u. Sonntags um 12 Uhr. Preise der Plätze: An Wochentagen: 1. Platz — 1 Zl., 2. — 75 Gr., 3. — 50 Gr. Sonnabends und Sonntags: 1,20 Zl., 90 und 70 Gr.

Billiger Einkauf

Sweater, Pullover, Westen, Kleider, Reformen, Unterwäsche, Handschuhe, Strümpfe, Socken, Schals

Beste Qualität zu Fabrikspreisen empfiehlt Reelle Bedienung P. SCHÖNBORN i Ska LODZ

Ecke Nawrot u. Sienkiewicza 52 Tel. 132-10

Rasierpiegel, Stellspiegel, Handspiegel, Wandspiegel, Teumeaus Spiegel und geschliffene Scheiben für Möbel und Bauzwecke, Autos und dergleichen empfiehlt zu herabgesetzten Preisen die Spiegelfabrik OSKAR KAHLERT

Warum schlafen Sie auf Stroh?

wenn Sie unter günstigsten Bedingungen, bei wöchentl. Abzahlung von 5 Zloty an, ohne Vorauszahlung, Matratzen haben können. (Für alte Kundschaft und von ihnen empfohlenen Kunden ohne Anzahlung) Auch Sofas, Schlafbänke, Tapetens und Stühle bekommen Sie in feinsten und solidester Ausführung. Bitte zu befechtigen, ohne Kaufzwang!

Tapetierer B. Weiß

Beachten Sie genau die Adresse:

Gienkiewicza 18, Front, im Laden.

Masken- Kostüme

zu verkaufen. Główna 37, B. 63, bei F. Zemek.

Bessere Person

welche gut kochen kann, für kleinen Haushalt gesucht. Referenzen oder längeres Zeugnis verlangt. Petri-tauer Straße 174, linke Offizine, 2. Etage.

Möbliertes Zimmer

mit gleichzeitiger Küchenbenutzung ab 1. Febr. oder früher gesucht. Offerten mit Preisangabe unter „Nutra“ a. d. Geschäftsstelle dieser Zeitung erbeten.

Alte Gitarren und Geigen

kaufe und repariere, auch ganz zerfallene. Musikinstrumentenbauer J. Kühne, Alexandrowska 64.

Dr. Heller Spezialarzt für Haut- u. Geschlechtskrankheiten

Nawrotkistr. 2, Tel. 79-89. Empfängt von 1-2 und 4-8 abends für Frauen speziell von 4 bis 5 Uhr nachm.

Für Unbemittelte Sektionsratsstelle.

Dr. med. NIEWIAZSKI

Facharzt für venerische Krankheiten und Männer-schwäche. — Untersuchung von Blut und Ausfluss

Andrzeja 5, Tel. 59-40.

Empfängt von 8-10 früh und 5-9 Uhr abends. Sonn- und Feiertags von 9-1 Uhr mittags. Spezielles Wartezimmer für Damen.

Izba Rzemieślnicza w Łodzi

Ul. Ewangelicka Nr. 18.

ODPIS.

PROTOKUŁ

Dnia 4 stycznia 1930 roku o godz. 11-ej do Izby Rzemieślniczej w Łodzi zgłosili się reprezentanci:

- 1. Cechu szewców w Łodzi w osobach: pp. Podstarszego Lewandowskiego i p. Kowalezyka;
2. Cechu Szewców i Cholewkarzy m. Łodzi w osobie p. Princa;
3. Stowarzyszenia Kupców i Przemysłowców branży obuwianej w osobach: p. I. Windmana i L. Joaba;
4. Oraz przedstawiciele konsumentów w osobach: p. Marcelgo Szulca, współwłaściciela Drukarni Polskiej, zamieszkałego przy ul. Przejazd 19 oraz p. Leona Lisnera—budowniczego, zamieszkałego przy ul. Głównej 23,

z prośbą, aby w obecności Prezydenta Izby Rzemieślniczej Pana Szwankowskiego, Rady Izby Pana Oderberga oraz Dyrektora Izby Pana Piekarskiego stwierdzić z jakiego materiału jest zrobione przyniesione przez nich obuwie.

Okazane obuwie stwierdzono, że jest zakupione w sklepie firmw Bata w Łodzi przy ul. Piotrkowskiej Nr. 87, czego dowodem służyć może stempel firmy, znajdujący się na podeszwie, a zawierający znak firmowe firmy Bat'a z zaznaczoną ceną sprzedaży zł. 29.90, zaś wewnątrz bucika jest numer 4215571835 E 7A

Wygląd zewnętrzny przedstawionego bucika jest następujący: pół-bucik czarny męski, cały lakierowany, obecnie modny.

Po rozebraniu wyżej opisanego bucika stwierdzono co następuje: podeszew bucika jest niecałkowita i dochodzi li tylko do obcasu. Podeszew jest zrobiona z lekkiej skóry podeszwianej przyczem do wierzchu jest ona częściowo przyszyta, częściowo przyspilkowana żelaznymi gwoździemi rrmarskimi. Obcas jest zrobiony z drzewa przyczem tylko jeden wierzchni flek jest zrobiony ze skóry podeszwianej. Podkładka—branzel—jest zrobiona z tektury. Podnosek bucika (przy palcach) jest zrobiony z impregnowanej ceraty. Cała podeszwa jest zrobiona z płótna. Na wierzchnią część składa się przysza przednia zrobiona ze skóry czarnej, lakierowanej (Ründlak) niskiego gatunku natomiast tylna część bucika t. j. tak zwana cholewka jest zrobiona z ceraty.

Zebrani wyżej wymienieni rzeczoznawcy jednogłośnie oświadczyli, że przedstawiony bucik jest zrobiony niewłaściwie i w sposób nie odpowiadający dotychczasowo praktykowanemu w Polsce zaspakajaniu potrzeb konsumenta, a mianowicie:

- 1. podeszew w Polsce jest zwykle robiona na cały spód (również i pod obcasem)
2. Obcas w męskim buciku normalnie w Polsce jest robiony całkowicie ze skóry, a nie z drzewa,
3. Podkładka — branzel, podnosek i zakładka (tylna część) są w Polsce robione ze skóry, a nie z tektury,
4. podeszwa na tył obuwia męskiego w Polsce jest robiona zawsze ze skóry, a nie z płótna,
5. wierzch obuwia jest całkowicie robiony ze skóry, a nie z ceraty.

Wobec powyższego zebrani oświadczyli, że przedstawione obuwie jest sprzedawane w stosunku do wartości bardzo drogo. Firma Bat'a sprzedając pozornie obuwie skórzane, właściwie dostarcza je konsumentowi zrobione tylko z ceraty, tektury i drzewa, a tylko częściowo ze skóry.

Szewcy polscy mogliby produkować takie obuwie znacznie taniej niż firma Bat'a, a jednak tego nie robią, gdyż nie chcą wprowadzać w błąd konsumenta, który pragnie kupować trwałe obuwie oraz nie chcą być pociągani do odpowiedzialności karnej.

Na powyższym protokół ukończono i podpisano w obecności przedstawicieli Izby Rzemieślniczej.

Oryginał Protokółu pozostał w Izbie Rzemieślniczej w Łodzi, przyczem odpisy wydano reprezentantom Cechu Szewców i Cholewkarzy oraz Stowarzyszeniu Kupców i Przemysłowców branży obuwianej.

Prezydent Izby Rzemieślniczej w Łodzi: (—)Fr. Szwankowski Rada Izby Rzemieślniczej w Łodzi: (—) Oderberg Dyrektor Izby Rzemieślniczej w Łodzi: (—) Piekarski

Za Cech Szewców i Cholewkarzy m. Łodzi: (—) Princ Za Cech Szewców m. Łodzi: (—) Lewandowski i Kowalczyk Za Stowarzyszenie Kupców i Przemysłowców branży obuwianej (—) Joab (—) Windman

Przedstawiciele konsumentów: (—) Szulec i Lisner Za zgodność z protokółem: (—) Ludwik Piekarski.

haben in der „Lodzer Volkszeitung“ Anzeigen stets guten Erfolg!

Eduard Bernstein 80 Jahre alt.

1929 — der fünfundsiebzigste Geburtstag Karl Kautskys; 1930, am 6. Januar 1930 — der achtzigste Geburtstag Eduard Bernsteins! Nach so vielen schweren Verlusten kann die Internationale mit Freude und Genugtuung fast zur gleichen Zeit die beiden vornehmsten Vertreter des sozialistischen Gedankens um die Jahrhundertwende feiern, kann sie die beiden Männer, die uns direkt mit Marx und Engels, mit dem Helldenker der ersten Internationale verknüpfen, in der Bewegung für das gleiche Ziel tätig sehen: die Befreiung und die Herrschaft der Arbeit.

Im 6. Band seines Werkes „Die Sozialisten“, das 1900 erschien, spricht H. P. G. Quack bereits vom alten Bernstein. Zweifellos eine Uebertreibung, denn damals war Bernstein, der 1850 in einer armen jüdischen Arbeiterfamilie in Berlin geboren wurde, erst ein Mann von 50 Jahren. Aber wenn auch nicht ein alter Mann, so war Bernstein doch schon damals ein alter Kämpfer, der seit seiner frühen Jugend mit allen großen Ereignissen in der deutschen Sozialdemokratie und in der Internationale verbunden war. Im Februar 1874 ist der 24 Jahre alte Bankangestellte unter den Vertrauensmännern, die an der Seite Liebknechts — Bebel war noch im Gefängnis — mit den Lassalleern über das erste sozialistische Einigungsprogramm diskutieren, das das Programm von Gotha geworden ist. 1878, zur Zeit des Sozialistengesetzes, finden wir ihn in Zürich, dann im Exil in London als Chefredakteur des „Sozialdemokrat“, der im Ausland erscheint und die deutschen sozialistischen Blätter ersetzt, die Bismarck verboten hatte. 1891 arbeitet er zusammen mit Kautsky am Erfurter Programm, von dem er später, in der Zeit des Revisionismus, als er einige Punkte der Prinzipienklärung kritisiert, gesteht, ein wenig sein Geburtsheiler gewesen zu sein. 1899 schließlich eröffnet seine Schriften, seine Artikel in der „Neuen Zeit“, den Brief, den er von London aus an den Stuttgarter Parteitag richtet, in der deutschen und in der internationalen Sozialdemokratie jenen denkwürdigen Kampf, der ihn Kautsky, Bebel, Plechanoff, Adler, einer ganzen Welt von Gegnern, leidenschaftlichen Widersachern entgegenstellt.

Seither sind dreißig Jahre vergangen. In der tragischen Prüfung, die sich seither ereignet, sind unlösbar erscheinende Gegensätze beigelegt worden, Gesichtspunkte, die unwiderruflich entgegengesetzt schienen, angenähert. Für die jetzige Generation muß es recht schwierig sein, die Schärfe der Debatten zwischen Männern zu verstehen, die damals so voneinander getrennt und heute so miteinander verbunden sind.

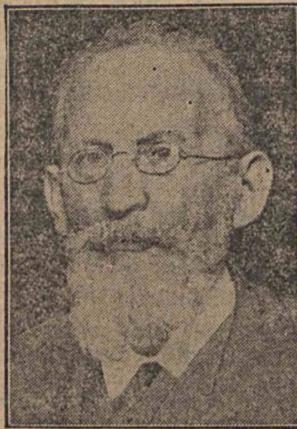
Welche Meinung man aber auch über die Probleme selbst hat und hatte, die damals diskutiert wurden, ein Umstand springt aus dieser Diskussion wie aus dem ganzen Leben Eduard Bernsteins in die Augen: sein unbeugbarer intellektueller Mut.

Nach dem Stuttgarter Parteitag schrieb Viktor Adler, der auf der Seite der Gegner Bernsteins stand, aber mit seinem großen menschlichen Verständnis besser als jeder andere die Bedeutung, den Nutzen, die Notwendigkeit der Debatte erkannte, die damals stattfand, in der Arbeiterzeitung vom 16. Oktober 1898: „Das große Verdienst, diese Debatte angeregt zu haben, gebührt Genossen Eduard Bernstein, der als ehemaliger Redakteur des Züricher „Sozialdemokrat“ in Deutschland fleißig verfolgt, seit Jahren in London lebt und arbeitet. Der praktischen Parteiarbeit zwangsweise entzogen, ein scharfer theoretischer Kopf mit umfassendem Wissen, dabei ein Fanatiker der Gerechtigkeit und ein Skeptiker jener vornehmsten Art, deren Skepsis sich gegen sie selber kehrt und die sich in Selbstkritik nie genug tun können, hat Bernstein nicht nur eine Reihe ausgezeichnete theoretischer und historischer Arbeiten gemacht, sondern eine der wichtigsten Funktionen der Partei, die des Kritikers ihrer Grundzüge und ihrer Taktik übernommen.“

Diese Kritik konnte in vielen Punkten irrtümlich sein,

aber im Endresultat hat sie wirksam zur Vertiefung und zum Ausbau des Marxismus beigetragen, und Bernstein hat niemals aufgehört solche Kritik zu üben.

Aber nicht nur in der Kritik, einer stets aufbauenden und fruchtbaren Kritik, hat Bernstein unter allen Umständen



Eduard Bernstein.

den diesen Mut, diese intellektuelle Reinheit, diese geistige Unbefangtheit bewiesen, die zu seinen schönsten Ruhmesstätten gehört. Mit unglaublicher Verständnislosigkeit — zu groß, um nicht gewollt zu erscheinen — hat die Bourgeoisie sich am Anfang eingebildet, daß Bernstein sich vom Marxismus, ja vom Sozialismus trenne, sogar — so

lächerlich es auch klingt — daß er die Partei verlassen wolle. Kein schöneres Dementi kann es geben, als die dreißigjährige Arbeit, die der Parteiveteran, den wir heute feiern, seither an seinem Arbeitsstisch und auf dem Platz des Abgeordneten, stets an der Spitze des Kampfes, für die Demokratie und den Sozialismus geleistet hat. Überall, wo es galt, Unterdrückte zu verteidigen, der Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen, Vorurteile oder Irrtümer zu bekämpfen, zog Bernstein in den Kampf.

Von Kriegsbeginn an stellte er, der Rechtssozialist, sich in dem Kampf gegen den Imperialismus zu beiden Seiten der Front und gegen die Verleumdungen, die die Kriegszyniker hervorrief, an die Seite des Mannes, der trotz alledem niemals aufgehört hatte, im tiefsten Grunde sein Kampfgesährte zu sein, an die Seite von Karl Kautsky. Nun sind beide vereint und verbündet in der Liebe und durch die Liebe der sozialistischen Arbeiter, die sich ihnen, wie in Frankreich Jaures und Guesde, in Dankbarkeit und Bewunderung zuwenden.

Vor dreißig Jahren schrieb Bernstein am Ende seines Buches „Die Voraussetzungen des Sozialismus“: „Heute braucht sie (die sozialistische Arbeiterbewegung) neben den streitbaren, die ordnenden und zusammenfassenden Geister, die hoch genug stehen, um die Spreu vom Weizen sondern zu können, und groß genug denken, auch das Pflänzchen anzuerkennen, das auf anderem Beete als dem eigenen gewachsen ist, die vielleicht nicht Könige, aber warmherzige Republikaner auf dem Gebiet des sozialistischen Gedankens sind.“

Heute ehrt die Sozialdemokratie diese Republikaner, ehrt einen der Besten, der Größten, der freiesten Geister unter diesen Republikanern des Gedankens in der Person Eduard Bernsteins. Emile Vandervelde.

Der Kampf um den Revisionismus.

Ein Beitrag zu Eduard Bernsteins 80. Geburtstag.

Im Jahre 1899 erschien das Werk Bernsteins: „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“. Dieses Werk war eine Einleitung zu dem inneren Kampfe in der Sozialdemokratie, der bis zum Ausbruch des Weltkrieges andauerte, eines Kampfes, den die jüngere sozialdemokratische Generation nicht begreift, der aber in tausenden Herzen der älteren Generation heute noch tiefe Spuren zurückgelassen hat.

Eduard Bernstein darf mit vollem Recht als Vater des „Revisionismus“ bezeichnet werden. Er ist der theoretische Begründer einer Taktik, die in früheren Jahren heftige Diskussionen hervorgerufen hat und schließlich die deutsche Sozialdemokratie in drei Flügel teilte. Die radikale Richtung, geführt durch Rosa Luxemburg, das Zentrum, oder wie Bebel einmal gesagt hatte, der Sumpf, in welchem die große Mehrheit der Partei verbunden war, und den revisionistischen Flügel, geführt durch Frank, Keil und and.

Der radikale Flügel hat damals so etwas wie eine Taktik der direkten Aktion verfochten, und da man mit den tatsächlichen Verhältnissen doch einigermaßen rechnen mußte, so verlangte man den Generalkrieg, zur Erlämpfung des viergliedrigen Wahlrechts für Preußen. (Preußen hat erst beim Zusammenbruch des Wilhelmregimes das allgemeine Wahlrecht erhalten.) August Bebel lehrte damals den Generalkrieg ab, mit dem Hinweis auf die Gefährlichkeit dieser scharfsten, zweischneidigen Waffe, die man nur im äußersten Falle anwenden dürfte, da sie die Arbeiterschaft ebenso schwer wie den Gegner treffen könne. Um die gleiche Zeit begann der Kampf mit der revisionistischen Taktik der Sozialdemokraten in Süddeutschland. Bundesstaaten wie Baden und Württemberg waren schon damals weit demokratischer als der Hauptstaat Preußen. Die Unterdrückung der Sozialdemokratie war für die Regierungen

dieser Staaten nicht Anfang und Ende aller Staatsweisheit, ja es hatte den Anschein, als ob dort die Sozialdemokratie auf dem Wege der Verständigung einen Teil des ihr gebührenden Einflusses erlangen könne. Das Verhältnis der bürgerlich demokratischen Parteien zu den Sozialisten war nicht so scharf ablehnend wie in anderen Ländern und es bestand die Aussicht, durch Vorkämpfergruppen manche gesetzgeberische oder verwaltungstechnische Maßnahme zugunsten der breiten Massen zu gestalten. In den Landtagen dieser Bundesstaaten gab es auch weniger Jähwut, als im Reichsparlament, durch Wegfall der Debatten über das Reichsheer, Flotte, Sozialgesetzgebung usw. Die Aussicht, gemeinsam mit den Demokraten in Süddeutschland diese Bundesstaaten in freierlicher Sinn zu beeinflussen zu können, veranlaßte die süddeutschen Genossen eine Taktik der Milde anzuwenden, die dazu führte, daß sie für die Budgets stimmten. Diese Tat genügte, um den Sturm in der sozialistischen Welt zu entfachen. August Bebel drohte nach Süddeutschland zu gehen, um dieser Taktik ein Ende zu bereiten. Er erklärte, daß die Sozialdemokraten nur dann dem Budget eines bürgerlichen Staates zustimmen dürfen, wenn die im Budget angenommenen Verbesserungen so bedeutend sind, daß es lohne vom Grundgedanken der Verneinung dieses Staates abzugehen. Die Süddeutschen hätten aber nach seiner Meinung für ihre Zustimmung zum Budget nur sehr wenig erhalten. Damals war man mehrheitlich der Ansicht, daß die Stimmabgabe für das Budget eine Bejahung des bürgerlichen Staates bedeute.

Wenn man nachträglich über diese Kämpfe zurückdenkt, so wird uns eines klar, daß die Partei in dem Maße, als sie Einfluß gewann, auch die Verantwortung für den Lauf der Staatsgeschäfte, ob sie es wollte oder nicht, aufgebürdet erhielt. Die süddeutschen Sozialisten, die als erste die Möglichkeit hatten, praktische Erfolge auf parlamentarischem Wege zu erzielen, gerieten in Widerspruch zur Parteidoctrin der fast absoluten Verneinung des kapitalistischen Staates. Die beiden großen Theoretiker des Sozialismus, Kautsky als Befürworter der Parteimehrheit und Bernstein als Befürworter der Süddeutschen, gerieten hart aneinander. Einige Jahre nach Erscheinen des genannten Werkes von Bernstein, das die Revision der sozialistischen Taktik verlangte (daher die Benennung Revisionismus), entbrannten die Kämpfe auf Grund der Taktiken, die in Süddeutschland geschaffen wurden. Wir sehen in diesen Vorkommnissen auch den Beginn der Demokratisierung Deutschlands, die selbstverständlich nicht in Preußen, sondern an den Punkten des schwächsten Widerstandes, also Baden, Württemberg, begann. Es wäre verkehrt zu glauben, daß nur der Krieg und seine Folgen die Demokratie in Deutschland zum Siege brachten.

Wie weit die Kämpfe um den Revisionismus die deutschen Sozialisten nach der einen oder andern Richtung getrieben hätten, ist schwer zu sagen. Der Krieg und seine Folgen haben diesen Kämpfen ihre frühere große Bedeutung genommen, und so beklümmert den 80jährigen Eduard Bernstein eine Partei und eine Internationale, die im jahrzehntelangen Kampfe eine Doktrin überlebt hat. In dem Maße, als die Arbeiterklasse Geltung im Staate gewinnt, hört die Verneinung auf. Es ändern sich die Bedingungen des Kampfes und mit ihnen auch die Taktik.

Em.

Brauchen wir Krieg?

Jeder etwas vernünftig denkende Mensch wird diese Frage verneinen, wenn er nicht unter dem Einfluß derjenigen steht, die da predigen, daß jeder „feindliche“ Soldat zu überwinden und niederzujagen sei.

Sind diese Soldaten, die wir im Kriege fälschlicherweise als Feinde behandeln, nicht ebenso gut Menschen wie wir? Mit welchem Recht rennen wir also auf sie darauf los und stechen und schlagen uns gegenseitig, bis wir unser junges blühendes Leben auf dem Schlachtfelde gelassen haben? Wer ist daran schuld, ja wer will überhaupt Krieg auf der ganzen Erde? Ich glaube, diese Menschen könnte man in den einzelnen Staaten an den Fingern abzählen, soweit sie nicht durch ihren Patriotismus und Größenwahn den Verstand manches einfältigen, beschränkten und willensschwachen Menschen beeinflusst und umnebelt haben. Das beste Mittel, in Zukunft einem Kriege abzuwehren, wäre, diese vom kriegerischen Geiste besetzten Männer aus aller Welt zusammenzutreiben und sie einen Kampf ausfechten zu lassen. Ich glaube, damit wäre den Kriegsplänen in ihrem Hirn ein für allemal ein Ende bereitet. Doch geht dies nur insofern auszuführen, inwiefern sich die Menschheit zusammenschließt und sich nicht durch Einzelpersonen beherrschen läßt.

War das letzte große Völkermorden nötig? Sicher nicht. Unter dem Volke hört man, daß schon zuviel Menschen auf Erden lebten und daher ausgeschlachtet werden mußten. Solche Meinungen jedoch zeugen nur von einer Unreife des menschlichen Verstandes. Das war nicht der triftige Grund zum Weltkriege. Weil eine Einzelperson, aber nicht von der Art der „gewöhnlichen Sterblichen“, von einem Vertreter des geknechteten serbischen Volkes niedergeschossen wurde, darum wurde der blutige Kampf begonnen. Man bedenke, wegen eines Menschen mußten Millionen bluten. Das geschah aber nur darum, weil die Menschheit nicht den Mut und den Willen hatte, den Befehlshabern entgegenzutreten und ihnen in die Augen zu sagen: „Wir werden nicht kämpfen; wenn ihr wollt, tut es allein!“ Wer aber in Zukunft zu den Kriegsgegnern gehören will, der trete in die Reihen des Sozialismus, der es als eine seiner Hauptaufgaben ansieht, dem Kriege den Krieg zu erklären. Wenn dann die Uebermacht aus jenen des Sozialismus stehen wird, dann wollen wir gemeinsam unser Bekenntnis in der ganzen Welt verkünden und den Kriegsmachern selbstbewußt und kräftig entgegengehen:

„Nie, nie wollen wir Waffen tragen,
 Nie, nie wollen wir wieder Krieg,
 Mögen sich die hohen Herren alleine schlagen,
 Nein, nein, nein, wir machen's nicht mehr mit.“
 Richter.

Mit dem Segelboot über den Atlantik.

Eine abenteuerliche Reise. — Elf Monate Kampf mit dem Meer.

Der Mann, dem die maghafteste sportliche Leistung dieses Jahrhunderts gegliedert ist, der Berliner Arbeiter Paul Müller, ist wieder in Berlin, und mit der gleichen bescheidenen Ruhe, in der er vor drei Jahren von seiner fernen Idee erzählte, den Atlantischen Ozean in einem kleinen Segelboot zu überqueren, berichtet er heute von dem Ablauf seines Abenteuers, von den Gefahren, die er überstanden, von den Triumpfen, die er gefeiert hat, — und von dem Fiasco seines Traumes, sich eine Existenz, die er in Deutschland nicht finden konnte, jenseits des großen Wassers zu schaffen und in Brasilien oder Kanada ein kleiner Farmer zu werden.

Paul Müller ist als armer Mann nach Deutschland zurückgekommen. „Ich bin kein Geschäftsmann“, erzählte er, „ich hatte drüben große Chancen, aber ich habe sie leider nicht ausgenutzt. Ich hatte gehofft, ich würde mir wenigstens, wenn ich lebend hinüberkomme, irgendwo 25 Quadratmeter Land kaufen können. Aber am Ende blieb mir nur das Geld für den Dampfer von Newyork nach Deutschland.“

Sechzehn Monate lang war Müller unterwegs, davon elf Monate auf dem Wasser, im ständigen Kampf auf Leben und Tod.

Am 6. Juli 1928 war er von Hamburg aufgebrochen, in einem Segelboot, das fünf Meter lang und 17 Jahre alt war, und das er einem Elbschiffer für 600 Mark abgelaufen hatte. Ueber den ersten Teil der Müllerschen Fahrt wurde hier schon einmal berichtet.

Zwischen Juli 1928 und Februar 1929 kam Müller von Cuzhaven bis zu den Kanarischen Inseln,

ohne früher je auf See gewesen zu sein, ohne nautische Kenntnisse, mit einem kleinen Kompaß als einziger Ausrüstung, einem Minimum an Lebensmitteln und Wasser und mit „1000 Worten Englisch“, die er auf der Reise studieren wollte, um sich nach seiner Landung in Amerika verständlich machen zu können.

Am 14. Februar begann die Reise von den Kanarischen Inseln nach dem amerikanischen Kontinent. Die Lebensmittel, die Müller auf diese Fahrt mitnahm, konnten bei strenger Rationalisierung für sechs Wochen genügen, — mehr sagte das Boot nicht. Es waren 60 Pfund Kartoffeln, 20 Pfd. Schiffsweiback, je 10 Büchsen Kondensmilch, Cornedbeef, Gemüselkonserven, Desjardinen, ein wenig Käse, Zucker, Kakao und Tee, und 144 Liter Wasser. „Ich führte gleich am ersten Tage „Lebensmittellisten“ ein“, erzählt Müller; „ich wußte, daß die Fahrt viel länger dauern könnte, und ich hoffte nur, unterwegs einem Dampfer begegnen zu können. Aber

bis ich ans Festland kam, habe ich nie ein einziges Schiff zu Gesicht bekommen. Es dauerte genau zwei Monate und neun Tage!

Dann landete ich auf einer kleinen Insel „Fortuna Island“, wo nur Neger wohnen. Ich war sehr stolz, daß ich inzwischen genug Englisch gelernt hatte, um mich einigermaßen mit ihnen verständigen zu können. Ich ruhte mich dort nur ein paar Stunden aus. Dann segelte ich weiter, noch zwei Tage lang, bis ich auf Cuba landete, in Gibara, einem kleinen Hafen, 800 Kilometer von Havana entfernt. Ich fuhr dann weiter,

die Küste entlang bis Habana,

es dauerte sechs Tage. Dort wurde ich schon am Hafen erwartet und sehr gefeiert. Man quartierte mich im besten Hotel der Stadt ein, der Bürgermeister gab einen Empfang

für mich, und der Präsident der Republik Cuba ließ mich durch eine Kommission begrüßen. Im Deutschen Club hielt ich einen Vortrag, bei dem 500 Dollar für mich gesammelt wurden, und man bot mir an, in Cuba zu bleiben. Aber ich wollte weiter, — bis Newyork. Als ich von Habana aufbrach, wurde ich von hunderten Motorbooten begleitet, und überall war in den deutschen Farben geflaggt, — es war wunderschön. — Die nächste Station war Miami auf Florida, wo ich gleichfalls sehr freundlich empfangen wurde und eine Woche blieb.

Dann geschah das Unglück.“

Müllers Stimme wurde um einige Grade leiser. „Als ich von Miami aufbrach, war ich ziemlich müde, und nach 24 Stunden Fahrt war ich fast eingeschlafen. Ich erwachte durch einen heftigen Stoß und sah mich zu meinem Schrecken vor Land,

mitte in einer wilden Brandung, die das Boot zwischen Felsen hin und her trieb.

Das Steuerschwert war schon ganz verbogen, und das Boot hatte ein großes Loch bekommen. Eine hohe Welle trieb mich schließlich mit dem kaputten Segelboot auf das Land. Es war, wie ich später erfuhr, „Mosquito Lagoon“. Nach einigen Stunden wurde ich von einer Patrouille der Küstenwache entdeckt, die sich sechs Meilen entfernt fand. Abends trafen von dort zwei Patrouillenboote ein, wie sie gegen Bootschmuggler benützt werden. Sie wollten mich abholen und mein Boot bergen, aber die Schiffe waren zu groß, um durch die Brandung kommen zu können. Sie warteten bis zum Morgen, dann setzte der eine Dampfer ein kleines Beiboot mit zwei Männern aus, die mich abholen sollten. Das Boot kenterte in der Brandung. Ich sprang ins Wasser und

konnte dem einen Küstenwächter helfen, ans Land zu kommen; der zweite ertrank.

Erst am nächsten Tage wurde sein Leichnam angeschwemmt. Es war furchtbar für mich, daß er um meinetwillen sein Leben eingebüßt hatte. . . . Aber die Küstenwächter von Mosquito Lagoon ließen mich den Tod ihres Kameraden nicht entgelten. Sie brachten mich und mein Schiff zu dem kleinen Hafen Fernandina, wo mir ein Grieche das Boot kostenlos ausbessern ließ.“

„Es blieb nicht bei dem einen Unglück“, fährt Müller fort, „ich hatte geplatzt, den schwersten Teil der Fahrt zwischen den Kanarischen Inseln und Cuba abgemacht zu haben, aber es zeigte sich, daß die Fahrt an der amerikanischen Küste entlang noch schwieriger war. Vor South-Karolina übertrafste mich nachts ein furchtbarer Sturm. Der Mast riß, das Segel ging über Bord, und sieben Stunden lang trieb das Boot manövrierunfähig auf dem Wasser. Jemandwie kam ich schließlich an Land. Sobald ich mich bewegen konnte, ging ich mehrere Meilen lang, erst nach rechts, dann nach links, —

bis ich entdeckte, daß sich auf der ganzen Insel außer mir keine lebende Seele befand.

Mein Boot mußte ich unter diesen Umständen verloren

Das beste Schwert des Geistes

ist im Tagesstempel die Arbeiterpresse, die

„Lodzger Volkszeitung“

Wenn Du es noch nicht im Hause hast, dann bestelle es sofort!

gaben. Ich packte meine Sachen in einen Sack und begab mich auf den Marsch, den Strand der Insel entlang, — es war Hiawah-Island, wie man mir später sagte. Schließlich sah ich wieder Land, nur vier Kilometer entfernt. Ich entschloß mich, hinüberzuschwimmen, — „ich bin ein glänzender Schwimmer“, fügt Müller ein, „in früheren Jahren war ich als Rettungsschwimmer in Badeanstalten tätig“. „Ich kam so auf eine neue Insel — Snake Island — aber auch dort war keine Menschenseele zu sehen. Ich mußte weiter schwimmen, nach dem nächsten Land, acht Kilometer weiter. Ich war schon gräßlich erschöpft und versuchte, auf dem Rücken schwimmend, etwas zu ruhen, — als ich plötzlich hinter mir ein Segelboot sah.

Ich mußte lange schreien, bis mich der Mann in dem Boot entdeckte und ausnahm: es war ein Alkohol-schmuggler,

ein Deutsch-Amerikaner, der sich meiner sehr rührend annahm. Er brachte mich nach Charlestown in South-Carolina und führte mich dort in die Handelskammer. Das war Anfang Juni. Es wurde die schönste Zeit meiner Reise: man brachte mich als Ehrengast in einem schönen Hotel unter, und sammelte Gelder, um mir zu einem neuen Boot zu verhelfen. Als man hörte, daß ich in Berlin eine Braut habe und nach der Ozean-Überquerung heiraten wollte, redete man mir zu, meine Braut von Europa kommen zu lassen. Am 29. August

fand meine Hochzeit statt, die von der Stadtverwaltung ausgerüstet wurde und zu der 500 Gäste erschienen. Der Bürgermeister selber war Trauzeuge.

Zwischen war das neue Boot fertig geworden. Nur noch zwei Tage nach meiner Hochzeit blieb ich in Charlestown, schon am 1. September ging es weiter. Doch auch mit dem neuen Boot sollte ich meinen Plan, bis nach Newyork zu segeln, nicht durchführen können.

Am 16. September kam ein Sturm, bei dem mein Boot kenterte.

Lange Stunden mußte ich schwimmen, bevor ich Land erreichte. Nachts kam ich in ein kleines Dorf in North-Carolina, nur mit meinem Badeanzug, — den ich die ganze Reise über unter meinen Sachen trug, — belledet. Ich kloppte an ein Haus, aber

die Leute hielten mich für einen Einbrecher oder Räuber und schrien um Hilfe, bis das ganze Dorf versammelt war.

Erst nach stundenlangem Zureden wurde mir geglaubt, daß ich ein Schiffbrüchiger sei, und man brachte mich in einem Auto zur nächsten Küstenwache. Dort wurde ich endlich eingekleidet und konnte etwas ausruhen. Aber mit dem Segeln war es endgültig aus. Ich bekam nur das Geld, um nach Norfolk und von dort mit einem Dampfer nach Newyork fahren zu können.“

Das Abenteuer war zu Ende. Der Mann, dem die kühnste Überquerung des Atlantischen Ozeans gegliedert ist, konnte sich durch einige Vorträge in Newyork gerade die Mittel erwerben, um seine Frau zu holen und beim Nord-deutschen Lloyd zwei Schiffslarven für die Fahrt von Newyork nach Bremen zu kaufen. In Bremen bekam er einen Blumenstrauß vom Weser-Yachtclub. „Es hat mich sehr gefreut“, sagt Paul Müller, „es war wenigstens etwas“. Aber es war auch alles. „Ja, ich bin sehr untlüchtig. . . . Sehen Sie, der Luder, welchen Ruhm der hat. Ich kenne sein Schiff, das ist doch ein Palast im Vergleich mit meinem Boot. . . . Und dabei habe ich doch nicht Abenteuer erleben wollen, ich wollte mir nur die Mittel für ein kleines Stück Land erringen. . . . Schade, daß nun alles umsonst war. . . . Na, ich muß jetzt gehen, ich muß mir noch heute eine Schlafstelle suchen. . . . das ist nicht so leicht, wenn man verheiratet ist — — —“

Am Himmel stand eine weiße Wolke.

Am dem Tage, als Ingrid uns ihr aufregendes Flug-erlebnis erzählte, stand über den blauen Sternen eine weiße, glühende Wolke.

Ingrid hielt sich am Terrassengeländer, schaute unverwandt hinauf, hatte uns vergessen und begann zu sprechen:

„Frank wollte an diesem Tage nicht fliegen. Er sagte, er sei abgespannt und überarbeitet. Aber ich bat ihn, und so erfüllte er meinen Wunsch.“

Als das Flugzeug aus der Halle gezogen wurde, stieß ein Flügel an das Tor. Frank zuckte zusammen. Das war ihm immer ein schlechtes Vorzeichen. Flieger sind unerschrockene Naturen, aber sehr abergläubisch.

Beim Besteigen des Aeroplans deutete ich auf die Wolke, die über dem Meere stand. „Da hinein will ich fliegen, dahinter muß etwas ganz Wundervolles sein. . . . und wenn auch nicht, es muß schön sein, mit Dir in die weiße Wolke zu fliegen.“

Frank lachte, freute sich über meinen Frohsinn, half mir den hinteren Sitz erklimmen und ließ den Vogel über den Rasen laufen.

Wir stiegen auf und ich dachte: ist es nicht etwas Wunderbares um unsere Zeit, die uns dieses stolze Gefühl, das Beherrschten der Luft, geschenkt hat.

Leicht und sicher zog der Vogel dahin, folgte willig jeder Laune, stieg und land, beschrieb weite Kurven und glitt dann wieder dahin, wie über große, graue Wolken.

Ich weiß, ich schrieb in das Logen des Motors hinein aus übergroßer Daseinsfreude, eine Trunkenheit überkam mich und erfüllte mich mit glückseligem Rausch.

Doch dann geschah das Entsetzliche.

In die weiße Wolke waren wir abgehoben. Die Wolke war nasser, flüssiger Nebel. Steil raste das Flugzeug, und ich atmete auf, als der Vogel über der Wolke wieder hervorbrach und nun in lichteblau über glühendem Nebelmeer dahinglitt. Ich hatte das Gefühl, als glitten wir in die unermeßliche blaue Weltferne.

Da sah ich, wie Frank sich duckte, den Kopf zur Seite neigte und in sich zusammenfiel.

Ich griff nach ihm und erkannte, eine Dymnast hatte ihn befallen.

Das Flugzeug zog führerlos über den Wolken.

Ich beugte mich vor, soweit mir das möglich war, riß Frank die Kappe ab und erreichte, daß er für einen Augenblick erwachte. Doch die Benommenheit war so tief, daß er nur wie mechanisch nach dem Höhensteuer griff und den Apparat den Wolken zulenkte.

Dann verlor er wieder die Besinnung.

Ich löste meinen Gurt, beugte mich zu ihm, suchte ihn wachzurütteln, küßte ihn in meiner Verzweiflung, bis ihm die Lippen aus Angst, Vergeblich. Er kam nicht wieder zu Bewußtsein.

Der Wolkennebel hüllte das Fahrzeug ein und das Verirrtsein in der Nebelmasse und Dürstertät war unsagbar angstigend.

Meine Zähne schlugen aufeinander. . . . mir wurde es kalt und dann weinte ich vor Verzweiflung.

Der Vogel schoß unter der Wolke hervor und raste über die Küste. Hoch über den Außenklippen stürmten wir meermwärts, und ich wachte: es mußte etwas geschehen, sonst. . . .

Daran wollte ich nicht denken. Grauenvolle Angst umklammerte mich. Aber in solchen Augenblicken häumt man sich auf. Man will sich nicht in das Unabwendbare fügen. Ich krieg in die vordere Sitzsuhnung und droffelte den

Motor ab. Das schien mir das Wichtigste, mit den Hebeln mußte ich nichts anzufangen.

Je tiefer wir kamen, umso windiger wurde es, und da ich nicht angeschmalt war, sondern auf dem Dymnastigen hochte, drohte ich hinausgeschleudert zu werden.

Vorsichtig lastete ich nach einem Hebel, rüßte ihn besetzt sam vor, sah, wie der Vogel eine Wendung beschrieb.

„Was soll geschehen, was soll ich tun“, schrie ich in meiner Verzweiflung und versuchte noch einmal, Frank zu weden, vergebens.

Ich griff wieder nach einem Hebel, das Flugzeug sentte sich sah und stürzte in die Tiefe. Ich sah vor mir die zerklüftete Stärenküste, sah das Meer, sah die Brandung.

Die Farben begannen vor meinen Augen zu tanzen, mir schwindelte.

Ich wollte den Hebel zurückziehen, aber ich konnte es nicht. Wie gelähmt waren meine Arme. Die Kraft verlagte.

In den Flügelspannen und Drähten heulte der Luftdruck, und noch wilder brauste es in mir.

Ich zog mich auf Franks Schoß zusammen und wartete auf das Ende, nummehr willenlos, wie betäubt.

Wir stürzten und das Warten währte sehr lange.

Ich riß die Augen auf — sah, daß wir über eine bewaldete Insel flogen. Der Wald raste auf uns zu, die Bäume reckten sich aus dem Boden, griffen nach uns wie mit Krallen, um uns zu vernichten.

In diesem Augenblick, dicht über den Kronen, löste sich die Spannung in mir; ich erfaßte den Hebel, zog ihn an, die Maschine hob sich ein wenig und glitt dann schräg über die Bäume in das Schilf des Ufers.

Als Frank erwachte, der Anprall hatte ihn wach werden lassen, sah er sich im Flugzeug hängend, das auf dem Kopfe stand. Ich war hinausgeschleudert worden. Lag bestunungslos im Schlamm.



Einsamkeit und Fortschritt.

Die Frauenbewegung in Norwegen.

Wenn deutsche Frauen und Mädchen sich in Norwegen aufhalten, so sprechen sie immer wieder ihre Verwunderung darüber aus, wie es möglich war, daß die Frauenbewegung in diesem Lande eine solche beachtenswerte Höhe in einer verhältnismäßig kurzen Zeit erreichen konnte. Früher als in dem „kultivierten Westeuropa“, in den Ländern vorgeschrittener Technik, im Bereich der Millionenstädte, wurden hier, im Lande der einsamen Täler, der unbewohnten, abseits liegenden Wälder und Fjorde, die Forderungen der Frauen anerkannt. Wie ein Wunder erscheint es angesichts der harten Lebensbedingungen und des kargen Bodens, angesichts der mühsam und schwer arbeitenden norwegischen Landfrau, daß hier schon seit über 20 Jahren das Frauenwahlrecht durchgeführt ist, und daß seit Jahrzehnten Frauen führende Stellungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens bekleiden.

Betrachtet man dann aber das Werden der norwegischen Frauenbewegung näher, so scheidet bald alles Wunderbare und Unerklärliche aus, und eine logische Kette von Ursachen, Wirkungen und Gegenwirkungen tritt an seine Stelle. Bedeutende Persönlichkeiten aus den Reihen der Frauen selbst haben hier wie in Deutschland und den anderen Ländern das große Werk der Befreiung der Frau begonnen und weitergeführt. Daneben fanden in Norwegen die Forderungen der Frauen eine tatkräftige Unterstützung durch zwei volkstümliche, hervorragend mit dem öffentlichen Leben verbundene Persönlichkeiten: durch Ibsen und Björnson. Zu einer Zeit, in der man in Deutschland die Frauenrechtlerin mit Hohn und Spott überschäufte, in der man gegen jede auch noch so bescheidene Forderung der Frauen von allen Seiten Sturm lief, wurde hier, im Lande der Einsamkeit und Abgeschlossenheit, der um ihre Freiheit kämpfenden Frau etwas unendlich Wertvolles geschenkt: die ethische Begründung ihrer Gedanken und Ideenwelt in großer Beredsamkeit der Literatur. Damit stand die norwegische Frauenbewegung von vornherein auf einer besonderen geistigen Höhe.

Als Norwegens erste bedeutende Frauenrechtlerin Camilla Collet, die Schwester des Dichters Mergeland, Gedanken zur Befreiung der Frau aussprach, da fand sie im norwegischen Volke selbst keinen oder doch nur ganz geringen Widerhall. Die norwegische Frau, die auf ihrem Hofe oder dem kleinen Pachtgut von früh bis in die Nacht in harter Fron im Dienste des eigenen Gatten oder des fremden Arbeitgebers sich quälte, nahm ihr Los im allgemeinen als gottgewollt und gottgegeben hin. Noch wurde damals in der Kirche bei der Trauung das Gebot des Gehorsams der Ehefrau verlesen, das in der Forderung „Er soll dein Herr sein“ gipfelte, und noch immer galt es als „von Gott gewollt“, daß, wie die Bibel forderte, die Frau „in Schmerzen Kinder gebären“ solle. Aber langsam und unmerklich wurde auch das teilnahmslose Gemüt wacherüttelt. Ibsens große Dramen wurden gespielt, und die Kunde davon pflanzte sich fort in die stillen Täler, auf die einsamen Höfe. Zum ersten Male schilderte hier ein großer Men-

schkenner, der zugleich ein Dichter war, die Seele der Frau, ihre inneren Kämpfe, ihre Entwicklung, ihre Reife. Noch klarer, noch entscheidender, jedoch optimistisch und bejahend, trat Björnson auf die Seite der Frau. Schon in seinem Jugendwerke „Leonarda“ hatte er die Gleichstellung und Gleichwertung von Frau und Mann gefordert und den Persönlichkeitswert der Frau betont. Im „Handschuh“ war er auch an dem sexuellen Problem nicht vorbeigegangen und hatte die gleiche Reinheit der Lebensführung, die von der Frau verlangt wurde, auch für den Mann gefordert — eine Forderung, deren Ton überall zum Kampfe aufrief und die Weltanschauungen gegeneinander prallen ließ. Björnson lieferte der norwegischen Frauenbewegung Waffen von unersehlicher Kampfkraft.

So war der Boden vorbereitet, als die Frau der Praxis, die Mälerin Asta Hansteen, auf den Kampfplatz trat

Einsam.

Von Friedrich Hebbel.

Wie durch so manchen Ort
Bin ich nun schon gekommen,
Und hab' aus keinem fort
Ein freundlich Bild genommen.

Man prüft am fremden Gast
Den Mantel und den Kragen,
Mit Blicken, welche fast
Die Liebe unterlagen.

Der Gruß trägt so die Spur
Gleichgültig offner Ralte,
Daß ich ihn ungern nur
Mit meinem Dank vergelte.

Und weil sie in der Brust
Mir nicht die Flamme nähren,
So muß sie ohne Lust
Sich in sich selbst verzehren.

Da ruß' ich aus mit Schmerz,
Indem ich fürbass wand're:
Man hat nur dann ein Herz,
Wenn man es hat für And're.

und Versammlungen einberief, organisierte und Ansprachen hielt. In Deutschland kämpfte man noch verzweifelt um die Frauenrechte, als in Norwegen schon die erste Frau zur Wahlurne schritt und ihre Stimme abgab. In gemeinsamer Arbeit hatten hier geistig hervorragende Männer und Frauen auf dem Gebiet der Frauenbewegung ihren ersten entscheidenden Sieg errufen. Norwegen war führend und beispielgebend für die Großmächte Europas geworden.

E. M.

Modernes Eherecht in Finnland.

Völlige Gleichberechtigung von Mann und Frau.

Das neue finnische Ehegesetz, das am 1. Januar 1930 in Kraft getreten ist und auch auf früher geschlossene Ehen zurückwirkt, ist nach dem Vorbild der skandinavischen Ehegeetze geschaffen und beruht auf dem Grundsatz völliger Gleichberechtigung von Mann und Frau. Beide Ehegatten entscheiden mit gleichem Rechte über die wirtschaftlichen Verhältnisse, den Wohnort und die Kinder; die Ehefrau kann Verträge und rechtlich bindende Verpflichtungen eingehen und diese selbständig vor Beamten und Gerichten vertreten. Bei den neu geschlossenen Ehen herrscht von vornherein Gütertrennung; nur nach dem Tode oder der Scheidung steht jedem Gatten das eheliche Güterrecht an dem Besten des andern zu. Von besonderem Werte für die Frau sind die Bestimmungen, nach denen Grundbesitz, Haus- und Arbeitsgeräte als Eigentum eines Gatten besonders geschützt sind und ohne seine Einwilligung weder verkauft noch verpfändet werden dürfen, ferner die juristische Bewertung der Arbeitsleistung der Hausfrau als Unterhaltsbeitrag für die Familie.

Zufucht der Ehefeinde.

Das Londoner Tavistock-Hotel führt seit vielen Jahrzehnten den Beinamen „Junggesellenparadise“ und beherbergt gemäß seiner strengen Hausordnung ausschließlich unverheiratete Männer. Frauen durften die Schwelle des Junggesellenparadieses, in dem so manche Weiberfeind sein ganzes Leben lang wohnte, auf keinen Fall überschreiten. Manche Gäste blieben eines Tages aus, hatten ihre Grundstücke aufgegeben und landeten im Hafen der Ehe. So auch einige Berühmtheiten, wie zum Beispiel Dickens, Thackeray, Hugo Jones und andere mehr, deren ehemalige Gemächer kleine Gedenktafeln zierten.

Auf diese Weise gelangte das Junggesellenparadise zu einer gewissen „historischen“ Vergangenheit, und es ist recht bedauerlich, daß es jetzt abgerissen wird: es weicht einem modernen Warenhaus. Die heutigen Wohngäste, die letzten Wächter des Paradieses, veranstalteten am Tage ihrer Verbannung einen Leichenschmaus und erklärten einstimmig, in kein anderes Hotel ziehen zu wollen. Wenn sie ohnehin mit Frauen unter einem Dache leben müssen, so entschließen sie sich doch lieber zum — Heiraten.

Häusliche Rätschlüge.

Gestorene Fenster aufzutauen. Entweder reißt man die Fenster mit einem in Spiritus getauchten Lappen ab, oder man läßt Kochsalz in Wasser auf, taucht einen Schwamm in das Wasser und taut damit die gestorenen Fensterscheiben auf. Verhindern kann man das Gefrieren der Scheiben beim das Beschlagen, indem man in einem Liter Spiritus 55 Gramm Glycerin auflöst. Wenn die Mischung ganz klar ist, wird die innere Fläche der Fensterscheiben damit abgerieben.

Verhindern des Gefrierens von Wasserrohren. Die der Luft ausgelegten Teile der Röhren umgibt man mit einem Holzgehäuse, das man mit feingewebter Kohlenasche füllt; dadurch wird man einen vollkommenen Schutz der Röhren erreichen.

Die Glückliche.

Von Pierre Millevoye.

Der Hafen von Marseille glitzert in der Sonne. Mächtige Schiffe durchsuchen langsam das Wasser — die Raits wimmeln von Menschen aus aller Herren Länder. Chinesen, Syrier, Neger, Araber — und ganz draußen am Bollwerk stehen wie eine Mauer alle, die auf Verwandte und Freunde warten, die jeden Augenblick kommen müssen.

Der Postdampfer aus China nähert sich. Wie ein Schwarm weißer Vögel flattern die Taschentücher der sich Nähernden an Deck. Vom Lande wird wieder gewinkt. Alles ist frohe Erwartung, Spannung. Die Frauen haben sich so schön gemacht — sie gleichen vom Kopf bis zu den Füßen einem einzigen großen Lächeln. Auch Frau Dieuze hat sich schön gemacht, nach besten Kräften natürlich, denn sie ist eine alte, verarbeitete Frau. Sie will ihren einzigen Sohn abholen. Er hat ihr von Indo-China aus telegraphiert, daß er käme. Er hat Urlaub erhalten, damit er sich mal erholen könne; er hätte es so nötig. Diese Erlaubnis wurde ihm nur von einem wohlwollenden Arzt erteilt: „Ich bin nur ein wenig müde und abgepaunt.“ — Müde? Sie wird ihn schon ordentlich pflegen und ihn wieder frisch und munter machen.

Nur eine einzige Frau unter den Wartenden ist in Trauer. Sie ist gekommen, um einen Sarg in Empfang zu nehmen. Ihr Sohn ist da draußen gestorben — und sie wollte es nicht leiden, daß er in der fremden kalten Erde ruhen sollte. Sie wartet auf einen armen entseelten Leib — das ist alles. . . . Frau Dieuze betrachtet sie mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit. Sie ist doch ein Jammer. Dennoch kann sie eine gewisse egoistische Zufriedenheit nicht unterdrücken. Mein Sohn lebt, denkt sie, ach — mein Junge, wie werde ich dich umarmen und küssen — es sind ja nur noch wenige Minuten.

Das Schiff hat angelegt. Die Troffen werden ausgeworfen. Jetzt wird die Landungsbrücke heruntergelassen. Die Passagiere drängen sich. Ach — welche Freude! Man ruft — man umarmt sich . . . aber, wo bleibt mein Sohn, denkt Frau Dieuze. Warum kommt er nicht?

Pföhllich erfüllt sie Angst. Sie drängt sich weiter nach vorn und starrt jedem einzelnen Passagier ins Gesicht. Ist er's? Warum kommt er nur nicht? Jetzt sind nur noch die zurück, die zu spät gekommen sind. Und die wenigen Einsamen, die niemanden erwarten. Der Platz ist fast leer. Nur die trauernde Frau, die auf ihren toten Sohn wartet, harret geduldig.

Über Frau Dieuze ist auch noch da — sie erwartet einen Lebenden. Ihre Angst wächst. Während sie über die Landungsbrücke wandert, ist sie sehr bleich. Er muß krank sein, denkt sie. „Wo ist das Krankenzimmer?“

„Wir haben keinen Patienten!“ Sie fragt den Steward: „Wo ist die Kajüte meines Sohnes?“ Sie nennt seinen Namen. Wiederholt ihn. Der Steward hat verstanden. Er blickt verlegen zur Seite. „Ich weiß nicht, liebe Frau; wollen Sie nicht den Kapitän fragen?“

Der Kapitän kommt gerade von der Kommandobrücke herunter: „Entschuldigen Sie, Herr Kapitän, aber es handelt sich um meinen Sohn, Herrn Dieuze, Robert Dieuze. Er ist also doch nicht mit diesem Schiff gekommen?“

Die Möwen umschaukeln das Schiff — die Sonne strahlt — das Meer ist so schön und ruhig. „Genieß, Frau Dieuze,“ sagt der Kapitän und sieht die kleine verheulte Frau mit Mitleid an. „Sie müssen sich aber auf etwas Trauriges vorbereiten. Sehen Sie mal . . .“ Er hält inne. Er kann nicht fortfahren. Wie soll er's nur sagen? Sie hat aber schon verstanden. . . . „Er ist tot? Ist das wahr, daß er tot ist? — Ach, mein Gott — mein Gott!“

Der Kapitän drückt sie sanft auf eine Bank nieder. Dann wippt er sich die Stirn. Ach, wie schwer das doch ist! Er nimmt eine Uhr, eine Brieftasche und einen Ring her-

vor und übergibt ihr alles. „Das ist alles, was er hinterließ.“ Sie schluchzt. Sie versteht nichts. Nein — sie begreift es nicht — kann es nicht fassen. Er ist tot — tot.

Auf einmal hört sie schwere Schritte. Vier Männer tragen einen Sarg. Die schwarzgekleidete Witwe folgt. Pföhllich erhebt sich Frau Dieuze: „Wo ist der andere Sarg?“ — „Der andere?“ — „Ja — wo ist der Sarg meines Sohnes?“ — „Sehen Sie,“ sagt der Kapitän zögernd, „Ihr Sohn starb doch auf der Reise — und wurde deshalb ins Meer versenkt.“ — „Ins Meer?“ — „Ja — so fordert es das Reglement.“

„Aber der andere?“ — Frau Dieuze starrt den Kapitän verwirrt und verständnislos an. „Der andere Sarg ist doch hier?“ — „Ja — sehen Sie, die Sache liegt so — der starb ja an Land!“ — „Ja und?“ — „Ja — sehen Sie — wir haben einen Tarif für Transporte — falls die Erben den Transport des Sarges bezahlen wollen, dann . . . aber wenn einer an Bord stirbt — ja — wenn zufällig die Frau dabei ist oder jemand anders, der bezahlen will, dann nehmen wir natürlich die Leiche mit — aber wenn er allein ist . . .“

„Wenn er allein ist — aber diejenigen, die ihn erwarten — die sich nach ihm sehnen — meinen Sie nicht, daß auch die bezahlen würden?“

„Ja — ja — in der Regel . . . aber oftmals ist niemand da — und die Gesellschaft kann das Risiko nicht tragen.“

Frau Dieuze starrt wie versteinert vor sich hin. Da tragen die vier schweigenden Männer den Sarg über den Landungssteg. Die trauernde Witwe folgt. Ueber ihrer dunklen Gestalt liegt eine eigene feierliche Würde. Sie hat doch wenigstens jemanden, dem sie folgen kann. Frau Dieuze blickt ihr nach — dann schlüpfert sie vor sich hin: „Die Glückliche — sie wartete doch meistens nicht vergebens . . .“

Konrad Duden, der Vater des orthographischen Wörterbuchs.

Von Prof. Dr. C. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt wohl keine treffendere Satire auf die nationale und sprachliche Vurmischigkeit im kleinen Europa als die mannigfachen Arten der Rechtschreibung. „Johann“ und „Peter“ lauten in den verschiedenen Sprachen so verschieden und werden so abweichend geschrieben, daß man die Einheit kaum noch erkennt. Deutschland war lange Zeit der Zummelplatz fremder Kriegsheere; die Soldateska aus aller Herren Länder brachte ihr Kauderwelsch mit und verdarb die ohnehin sorglos gebrauchte Muttersprache und ihre Schreibung. Verschiedene Reformen suchten der überhandnehmenden Verwirrung der Orthographie zu steuern, und 1876 wurde eine allgemeine deutsche Orthographische Konferenz einberufen. Eigenbrötler hatte es auf diesem Gebiet immer gegeben. Die Germanisten am das Brüderpaar Grimm schufen eine dem Mittelhochdeutschen angelegene Schreibung; andere, wie zum Beispiel der Schauspieler Bassermann, zogen eine rein phonetische Schrift vor. Eine gewiß nicht endgültige, aber das Chaos bannende Ordnung brachte die genannte Konferenz, und sie läßt uns desjenigen Mannes gedenken, der hier eine entscheidende Rolle spielte. Das ist Konrad Duden. In der Nähe von Weßel am 3. Januar 1829 geboren, war er seit 1859 Gymnasiallehrer in der alten Stadt Soest. Nach zehnjähriger Amtszeit wurde er als Gymnasialdirektor nach Schleiz und 1876 nach Hersfeld berufen. Zugleich wirkte er an dem Orthographischen Kongress. Mancher ältere Zeitgenosse wird sich aus seiner Kindheit des Aergernisses entsinnen, das es mit der „neuen Orthographie“ gab. In dreijähriger Vorstufe hatte man glücklich erlernt, „Thal“, „Thurm“, „Thor“, „Rath“, „Heerde“ usw. zu schreiben, und auf einmal wurde das ganz anders. Man mußte in Serta nicht mehr ein und aus, und mancher blieb in einem Gemisch von Troß und Gewöhnung ruhig bei der alten Schreibweise. Aber das Diktat! Und später der Aufsatz! Es half nichts, man mußte umlernen. Jeder Schüler mußte das „Regel- und Wörterverzeichnis“ haben. Statt „Accepitren“ hieß es jetzt „Akzeptieren“, statt „Concil“ jetzt „Konzil“. Wie ungebildet und unlässig sind C. unanstößig und Lateiner das anmutete! Aber wir mußten parieren. In Wirklichkeit war die Reform sehr maßvoll und man hätte getrost noch ein Duzend orthographischer Hölle abschneiden können. Was geschah, war vor allem Duden's Werk; und im Sinne der Vereinfachung und Naturgemäßheit, zugleich mit Beachtung sprachgeschichtlicher Momente, wurde auf jener Konferenz das große Werk aus der Taufe gehoben. Es war keine dankbare Aufgabe. Der Vorwurf der Willkür war der nächstliegende; der Kritik waren Tür und Tor geöffnet. Heute hat sich der Sturm gelegt, und die jetzigen Sextaner haben es im Schreibunterricht leichter als wir; das muß anerkannt werden. Das ist Duden's Verdienst. Schon 1872 hatte er sich in einer Abhandlung mit dem orthographischen Problem beschäftigt. Im Jahre 1876 erschien „Die Zukunft der Orthographie“ und 1880 sein „Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache“. Auch eine „Etymologie der neuhochdeutschen Sprache“ gab er heraus. Jedenfalls gehört sein Name zu den populärsten in Deutschland, und jeder von uns hat in Augenblicken der Not wohl schon seine Zuflucht zum kleinen „Duden“ genommen, der seinen Dratsbefragter ungetröstet entläßt!

Mein Nefte.

Humoreske von Walter Gelmar.

(Nachdruck verboten.)

Maximilian Landsberg war ein bedeutender Schauspieler geworden. Seine Eltern wohnten irgendwo hinter Kottbus auf einem Dorfe. Maximilian war in den besten Familien der Stadt eingeführt und Gast bei den von Mens, Freiherrn von Prätorius, bei Senator Ewenfen, bei den Familien Hannlein, Bergfeldt und anderen. Die Familie Senator Ewenfen hatte eine reizende Tochter, Claudia, blond, mit blauen Augen, friesischer Einschlag. In diese hatte sich Maximilian unsterblich verliebt, seinen Kollegen

Die Fremde.

Von Walter Uhl.

(Nachdruck verboten.)

Es war November — November in Südamerika. Holthausen und ich waren über die brasilianische Grenze, von den Schüssen der Grenzposten verfolgt, geflohen. Die Strahlen der Tropen Sonne drückten den Erdboden. Der Himmel, wolkenlos, grauam blau, lag seit Tagesanbruch wie eine fürchterliche Last auf uns. Holthausen hatte eine Pistolenkugel in der Leiste stecken und schlepte sich mühsam und ächzend hin. — Es läßt sich nicht schildern, was wir erduldeten. Es gibt keine Worte, die die Qualen dieser Flucht beschreiben könnten: den unerträglichen Durst, der uns Brust und Kehle ausdörrte, die Niedergeschlagenheit, die von Furcht, Hitze, Müdigkeit hervorgerufen war. Die leisen, unaufhörlichen Klagen meines Kameraden, seit er verwundet worden war, bereiteten mir heute noch fast körperlichen Schmerz, wenn ich daran nur denke.

Freilich, Mitleid verdienten wir nicht. Raum in Santos ausgeschiffet, wohin wir auf der chilenischen „Santa Cruz“ von Valparaiso um Kap Horn gekommen waren — Holthausen als zweiter Steuermann, ich als Hilfskoch — hatten wir uns in einer Bar vollkommen betrunken. Und nur um zu zeigen, wie sehr wir uns außerhalb der Gefesse aller anderen betrachteten, hatten wir den Keeper — unter irgendeinem Vorwand, vielleicht hatte er uns einmal voll eingekerkert — windelweich geschlagen und fieserlich dreidiertel, wahrscheinlich aber ganz tot liegen lassen. Wie durch ein Wunder waren wir im Dunkel der Nacht mit einem Güterzug bis Corumbá und von dort unter dem Feuer der Grenzposten, deren einer Holthausen verwundet hatte, über die Grenze gekommen.

Auch unter der Sonne Bolivien's mußte unser Steckbrief nun längst bekannt sein. Ich konnte meinen Gefährten nicht im Stich lassen; es hieß das Unmögliche wagen und zu versuchen, La Paz zu erreichen. In der großen Stadt konnten wir mit Leichtigkeit untertauchen.

Holthausen blieb plötzlich stehen und setzte sich auf einen Selbsttod. „Ich gehe nicht weiter, lieber sterbe ich hier...“ Selbst todmüde, versuchte ich ihn aufzumuntern: „Vorwärts, vorwärts“, drängte ich. „Nur den Mut nicht verlieren!“ Er hielt seine Hand an die rechte Seite und stöhnte: „Nein, nein, ich kann nicht mehr — ich habe fürchterliche Schmerzen — sieh nur, wie das Blut fließt...“ Ein breiter Streifen zeichnete sich auf seiner schmutzigen Leinwand ab, gleichfarbig der zerrissenen, dunkelroten Schärpe, die er um den Leib geschlungen hatte. „Laß mich hier liegen — gehe weiter — ich bin ohnedies verloren — kümmer dich nicht um mich“, sagte er leise.

Bei dem Andenken meiner Mutter will ich es schwören: Nicht eine Sekunde lang dachte ich daran, eine solche Niedertracht zu begehen. Wir konnten uns nun drei Jahre, seit wir uns für die deutsche Kompanie der Legion des ausländischen Generals Subiela hatten anwerben lassen und gemeinsam den bolivianischen Feldzug mitgemacht hatten. Gemeinsam hatten

Danmark Brennans gebeten, ihn dort einzuführen. Danmark hatte die Einladung erwirkt, und am nächsten Tage mußte sie bei Maximilian ins Haus flattern.

Am Nachmittag bummelte Maximilian durch die Straßen. Plötzlich sah er seine Tante Minna vor sich, in einem entsetzlich weiten, langen Regenmantel, trotzdem die Maisonette prall vom Himmel schien. In der Linken trug sie einen großen Einkaufsbeutel, angefüllt mit Blumenkohl und Karotten. Maximilian blieb vor einem Herrenkonfektionsgeschäft stehen, betrachtete mit fabelhafter Aufmerksamkeit Sommeranzüge für neununddreißig Mark und schielte einmal nach rechts, einmal nach links, ob Tante Minna noch nicht vorbei sei.

Plötzlich hörte er neben sich die Stimme: „Mein Nefte!“ „Wie geht es, Tante Minna?“ fragte Maximilian kurz. „Gibt ihr noch immer den kleinen Tabakladen draußen in der Vorstadt?“

„Schon lange nicht mehr“, meinte Tante Minna. „Onkel Emil hatte keine Lust mehr am Handel; er wollte wieder herrschaftlicher Diener werden, und da er eine Stelle als Diener bei Senator Ewenfen in Aussicht hatte...“

„Einschuldige, Tante Minna, dort geht ein Kollege, den ich dringend...“ Und Maximilian verschwand um die Ecke. Maximilian rannte nach Hause. Verzweifelt. Vor seinen Augen schwebte der Anblick, wenn er Onkel Emil im Hause des Senators die Hand drücken mußte. Des Nachts erwachte ihn mehrmals der Ruf: „Mein Nefte!“

Am nächsten Morgen kam die Einladung. Er sagte ab, und ging vier Wochen lang in seine Gesellschaft. Nach sechs Wochen las Maximilian im „Stadtanzeiger“ die Verlobung von Claudia Ewenfen und Danmark Brennans. An diesem Tage war ihm fürchterlich zumute. Er hörte den ganzen Tag überhaupt nichts. Es sumimte fortgesetzt in seinen Ohren: „Mein Nefte!“

Gegen Abend wandte er, einem Sterbenden gleich, durch die Stadt. In einer Ecke stand er unmittelbar vor Tante Minna, und fragte sie: „Nun, wie geht es Onkel Karl bei Senator Ewenfen?“

„Ja, siehst du“, sagte Tante Minna, „warum hast du nie Zeit, mich ausreden zu lassen. Da Onkel Karl eine Stelle bei Senator Ewenfen als Diener in Aussicht hatte, verkaufte er den Tabakladen, und als er die Stelle antreten wollte, bekam er sein Rheuma wieder. Nun ist er noch zu Hause und kann nicht arbeiten.“

„Baaaaa!“ hauchte Maximilian. „Ja, du hättest uns einmal besuchen sollen, und hättest uns nicht so vernachlässigt!“ lächelte Tante Minna.

Wo die Dummheit regiert.

(Nachdruck verboten.)

Ein mächtiges Gedränge im Fluß des Amtsgerichtsgebäudes, ein großer Aufwand von Parteien und Zeugen, ein aufgeregtes Klüffern und Reden und Disputieren — und an der Tafel vor dem Sitzungssaal ein langer Zettel mit Namen und Namen.

Was ist los? Ist ein großer, wichtiger Prozeß im Gange? Sind schwere, bedeutungsvolle Verhandlungen zu erwarten? Ach nein, es ist der Verhandlungssaal für Privatbeleidigungen; und es sind arme Leute, kleine Käntereien, um die sich all der Lärm und Aufruhr dreht: Hausstrich, Klatsch und Stänkereien zwischen Hausbewohnern, Nachbarn, Bekannten und ehemaligen Freunden. Eine Unsumme von Zeit, Mühe, Arbeits- und Nervenkraft wird hier fast allwöchentlich um Nichtigkeiten vergeudet; Richter, Schreiber, Anwälte und Zeugen werden in Bewegung gesetzt. Und die Leidenshaften flackern auf, als ginge es ums Seelenheil.

Und die Ursache dieser wilden Feindschaften und empörenden Streitigkeiten? Eine jerschnittene Waschleine, eine schlechtgeputzte Treppe, ein zum Fenster hinausgeschüttelter Leppich, eine lose Bemerkung zur Milchfrau — wenn es hoch kommt: eine Prügelei zwischen den Kindern oder ein ästiger anonym Brief. In der Mehrzahl sind es Frauen, die hier auftreten; aber ihre Zungen sind meist fräftiger als die ihrer Männer, und ihre Jungen sind von fesselloser Gewalt. Vergebens bemüht sich der Richter, Frieden zu schaffen. Nur selten wird sein Appell an die Vernunft gehört; meist gehen seine Worte kluglos unter in den Wogen von Groß und Erbitterung, die hier aufeinanderprallen.

Viel Geschrei um nichts. Viel nutzlos und unsinnig verbrauchte Energie. Natürlich sind zuweilen auch ernzere Fälle

darunter: wirklich Geplagte, die sich vor dem bösen Nachbarn oder vor einem gehässigen Kästermaul endlich durch eine Klage Ruhe verschaffen müssen. In der Mehrzahl aber sind es Unverständnis, Hartnäckigkeit und böser Wille, der hier seine Organe feiert. Und kein Zureden hilft, so wenig wie die Aussicht auf entstehende Kosten. Denn hier thron und regiert vor allem die Eigenschaft, gegen die selbst die Götter vergebens kämpfen: die Dummheit!

M. Corvus.

Das Gebot der Stunde Männer und Frauen, hört es!

Wer die Reaktion niederringen und den Sozialismus, die Befreiung der arbeitenden Klasse aus den Fesseln des Kapitalismus, erreichen will, der tritt dafür ein, daß alle Arbeiter, Angestellten, Beamten, Frauen und Mädchen der schaffenden Stände

für die Ideen des Sozialismus

gewonnen werden. In jedes Haus, in jede Hütte müssen die Samenkörner des Sozialismus getragen, in allen Betrieben und Werkstätten muß die Aufklärungsarbeit mit aller Kraftanstrengung betrieben, die Grundfragen und Ziele der Sozialdemokratie den indifferenten Arbeitskollegen dargelegt werden.

Eine durch Aufklärung gestiftete sozialistische Volksmehrheit wird unüberwindlich sein, während die Diktaturherrschafft einer Minderheit, ganz gleich, ob von rechts oder links, immer die Gefahr eines Bürgerkrieges in sich birgt, weil die Nachhader der Diktatur sich immer nur durch die Gewalt der Waffen behaupten können. Blut ist aber genug geflossen.

Folgt man daher den alten Traditionen des Sozialismus, die stets jede Gewaltpolitik verabscheuten und bekämpften, was trefflich in folgender Strophe des Sozialistenmarsches wiedergegeben wird:

Nicht mit dem Rüstzeug der Barbaren,
Mit Flint und Speer nicht kämpfen wir,
Es führt zum Sieg der Freiheit Scharen,
Des Geistes Schwert, des Rechts Panzer.

Das beste Schwert des Geistes

aber ist im Tageskampf die Arbeiterpresse, die „Lobzer Volkszeitung!“

„Du es noch nicht im Hause hast, dann bestelle es sofort!“

Humoristisches

Kompliment?

Der Sänger hatte geendet. Schweifwischend sagte dieser: „Ich wollte, ich wäre reich, so würde ich natürlich nie mehr singen.“

Der Freund erwiderte: „Ich wollte auch, ich wäre reich; dann würde ich dir das nödtige Geld geben.“

Deutsche Antwort.

Sie hatte voller Spannung dagehessen und auf ihn gewartet. Endlich kam er.

„Ja, hast du mit Vater gesprochen?“ fragte sie. „Ja, das heißt, ich klingelte ihn an durchs Telephon und erzählte ihm, daß wir uns verlobt hätten.“

„Nun, und was antwortete er?“ „Ich weiß nicht, ob er es selbst war, der antwortete, oder ob es der Blick war, der in die Telephonzentrale schlug.“ Ma.

waren, noch warum wir überhaupt diesen Weg nach Golgatha gingen.

Endlich sah ich glücklich ein Häuschen: deutlich hob sich seine graue Farbe vom gelblichen Weiz des Erdbodens ab. Ich nahm an, daß es eine Herberge sei — mein Gott, hier mußte es Wasser geben! Und vielleicht sogar Pferde oder Maultesel — gleichgültig, ob man sie laufen oder steilen mußte.

„Wasser — Erich — Wasser — wir können trinken, trinken!“ schrie ich Holthausen an. Ein schwaches Lächeln irrlichster über sein Gesicht.

Die Tür des Hauses stand sperrangelweit offen. Ich stieg und trat ein. Nichts, auch gar nichts befand sich darin; längst mußten die Bewohner dieses Heim verlassen haben.

Ein paar Schritte taten wir noch weiter, dann fiel mein Kamerad hin und rief mich mit zur Erde. Mühsam löste ich mich aus der Umklammerung seiner Arme und kniete neben ihm.

„Es ist zu Ende“, murmelte er, „ich flehe dich an, erlöse mich — erlöse mich von dem Uebel — ich leide zu sehr...“ Mit dem letzten Rest seiner Kraft zog er seinen Revolver aus der Tasche und wollte ihn mir in die Hand drücken. Ich löste die Waffe aus seinen zitternden Fingern und ließ sie zur Erde gleiten.

„Halte aus — noch ein wenig — wir sind bald in La Paz, dort sind wir in Sicherheit.“ Er hörte nicht auf mich und breitete flehentlich die Arme gegen mich aus: „Mach' ein Ende — erlöse mich doch, schicke — ich will nicht lebend gefangen werden — und ich leide so fürchterlich...“ Ich stotterte: „Nein, nein — habe doch Mut.“ Die Tränen kamen mir, es würgte in der Kehle. Ich betete seinen Kopf an meine Brust und liebte ihn wie ein Kind. Ich sprach zu ihm die zärtlichsten Worte, nannte ihn meinen besten, meinen einzigen Freund, meinen Bruder, sagte, daß ich ihn nicht überleben würde, wenn er jetzt stirbt. Und ich sagte die Wahrheit, denn ich empfand in diesem Augenblick so mit meiner ganzen Seele.

Er hörte nicht auf: „Mach' ein Ende mit mir — ein Ende!“ Und dann, nach einer Pause, stammelte er angestrengt mit verschleierter Stimme, wie wenn er beichten wollte: „Und — Juanita — höre zu — ich kann nicht dafür, wirklich nicht! Aber ich habe sie sehr liebgehabt, sehr lieb... Und sie hat mich wohl wiedergeliebt. Es war härter als ich — und als unsere Freundschaft — und härter als alles... Verzeihe es mir — ich wollte es dir schon lange sagen — aber...“

Mit einem Ruck hatte ich mich ausgerichtet. Ich hob den Revolver, den er mir angeboten hatte, von der Erde auf. Er wollte in diesem Augenblick nicht von mir getötet werden; seine Augen hingen an den meinen. Ich las darin eine fürchterliche Angst. — Lieber der Hahnenwurz, fast in der Mitte der Stirn, hatte er eine kleine Narbe: von einem Schlägerhieb. Wie oft hatten wir von der Studentenzeit gesprochen; beim Korps „Solfatia“ in Kiel war er aktiv gewesen. — Auf diese Narbe zielte ich. —

Habe ich geschossen? Mein Gott, ich kann nicht, ich kann mich nicht erinnern — ich weiß es nicht, ob ich ihn gemordet habe. — Ich tief, tief, ohne mich umzublicken. Als die ersten Sterne am Himmel standen, war ich in La Paz

DIE WELT DES FILMS

BEILAGE DER LODZER VOLKSZEITUNG

Eine Filmstatistik.

Das internationale Arbeitsamt in Genf hat Erhebungen über die Filmindustrie anstellen lassen, deren Ergebnis für die große Bedeutung Zeugnis ablegt, die das Filmkapital im heutigen Wirtschaftsleben besitzt. Vier Milliarden Dollar sind in der Filmindustrie der ganzen Welt investiert, davon entfällt die Hälfte auf die Vereinigten Staaten, wo die Filmindustrie nach der Automobil- und Konfektproduktion den dritten Rang einnimmt. In Frankreich arbeiten 80 Millionen Dollar, in England 250 Millionen, in Japan 60 Millionen, in Deutschland 200 Millionen Dollar. Von der Jahresproduktion 1927 mit 1859 Filmen entfielen auf die Vereinigten Staaten 743, auf Japan 404, auf Deutschland 278, auf Rußland 151, auf England 106, auf Frankreich 74, auf China 57, auf Österreich 15, auf Dänemark 10. Einer Arbeitsstunde im Atelier entsprechen im allgemeinen sechs Sekunden Vorführung des vollendeten Films. Auf diesen sechs Sekunden lasten nach amerikanischem Durchschnitt 1000 Dollar Herstellungskosten. Von den 57 000 in der ganzen Welt bestehenden Lichtspieltheatern besitzt Amerika 25 000 (mit acht Millionen Plätzen), Deutschland 5000, England 4000, Frankreich 4000, Italien 2000, Spanien 2000, Rußland 2000, Schweden 1300, die Tschechoslowakei 1000 und Belgien etwa 800. Bei der Herstellung von Filmen sind in den Vereinigten Staaten 225 000 Arbeiter, 30 000 Komparsen und mehrere tausend Künstler und Schriftsteller beschäftigt, in Frankreich ungefähr 1000 Künstler, 1000 Techniker und 4000 Statisten, in England verdienen insgesamt etwa 70 000 Personen ihren Unterhalt in der Filmindustrie. Durch den Tonfilm ist allein in den Vereinigten Staaten seit 1928 die Arbeitslosigkeit unter den Musikern um 150 Prozent gestiegen.

Ein Kuchfilm.

Ein Film, bei dem dem Zuschauer wahrhaftig das Wasser im Munde zusammenlaufen muß, ist jetzt in Japan herausgekommen. Dort ist nämlich aus moralischen Gründen die Vorführung „leidenschaftlicher“ Liebes- und Kuchzener verboten und sie werden von der Zensur nach den japanischen Begriffen von europäischem Schmutz und Schund herausgeschritten. Das hat einen findigen amerikanischen Filmemacher auf die Idee gebracht, alle diese der Zensur zum Opfer gefallenen Kuchzener zu einem Film zu vereinen: nichts anderes, keine Handlung, es wird nur geküßt. So kamen tausend Meter glühende und küßende Liebeszener der verschiedensten Filmdivas und Kinohelden zusammen. Der Film wird jetzt „privat“ in Japan gezeigt. Die Zuschauer fanden, wie englische Zeitungen erzählten, daß John Gilbert am vollendetsten Küßer, Billie Damita am leidenschaftlichsten. Jedenfalls hat man im stummsten Film noch niemals so unausgesetzt und ausschließlich die verschiedensten Mäuler in Aktion gesehen.

Was ist ein Kiebitz?

Ein Kiebitz ist nach dem allgemeinen Sprachgebrauch der Mann, der überflüssigerweise dabei ist oder dabei steht, wenn man Karten oder Schach spielt, den keiner der Spieler leiden kann und der immer alles besser weiß. In Hollywood ist das Wort „Kiebitz“ jetzt zum Gesprächshemmer geworden. Veranlassung dazu gab der Paramount-Film „Der Kiebitz“, der augenblicklich mit Harry Green in der Titelrolle gedreht wird. Im Atelier wurde eine vergünstigte Umfrage veranstaltet, was eigentlich ein Kiebitz sei, und die Antworten der Filmstars waren zum Teil sehr amüsan.

Man einigte sich, daß das Paradies der erste Ort war, wo gekiebitzt wurde. Harry Green fand, daß die Schlange der erste Kiebitz gewesen sei, da sie Eva die ersten unerbetenen Ratsschläge gab. Von den verschiedenen Definitionen, die die Filmstars, über das Wort Kiebitz gaben, seien folgende angeführt:

George Bancroft: Ein Kiebitz ist der Mann, der dabei steht, wenn ein anderer arbeitet und ihm sagt, wie er den Hammer zu schwingen hat.

Maurice Chevalier: Ein Kiebitz borgt sich dein Auto und wußt dich von außerhalb an, daß ihm das Benzol ausgegangen ist.

Nancy Carroll: Ein Kiebitz rühmt den ausgezeichneten Geschmack von Schlaghahn und Wiener Mehlspeisen, wenn man gezwungen ist, Diät zu halten.

Richard Arlen: Ein Kiebitz kauft seiner Frau eine Waschmaschine zum Geburtstag, damit sie seine Wäsche besser waschen kann.

Gary Cooper: Der Kiebitz bittet dich um eine Zigarette und nimmt sich die ganze Schachtel mit.

Richard Dix: Ein Kiebitz liest die Zeitung über deine Schulter — gerade wenn eine schlechte Kritik über dich drin steht.

Clara Bow: Die Freundin, die einem die Post zur Besorgung gibt, damit man die Briefmarken dazu kauft, ist ein Kiebitz.

William Powell: Ein Kiebitz nimmt einen im Taxi mit, damit man das Fahrgeld bezahlt.

Charles Rogers: Der Kiebitz bringt auf ein Picknick

ein Wasserglas mit und zeigt einem den Weg zur Wasserleitung.

Coelyn Brent: Ein Kiebitz bittet dich schriftlich um eine Gefälligkeit und sendet den Brief unfrankiert ab.

Und schließlich sagt Dennis King: Ein Kiebitz ist ein hübsches Mädchen, das dich von einem vorbeifahrenden Autobus anlächelt.

Heinrich Manns „Prof. Urath“ verfilmt.



Emil Jannings

in der Hauptrolle des neuen Ufa-Films „Der blaue Engel“, dem Heinrich Manns berühmter Charakterroman „Prof. Urath“ zugrunde liegt.

Film-Hilfchen.

Man hatte beschlossen — es war noch bei der seligen Desu —, unter Jacques Feyders Regie Zolas „Therese Raquin“ zu verfilmen. Einer der Direktoren, ein Deutsch-amerikaner, eilt zum Propagandachef:

„Wir müssen mit der Reklame beginnen! Ganz amerikanisch! Sie müssen zusehen, daß der Roman in einer der großen Tageszeitungen in Fortsetzungen erscheint. Das würde den Film populär machen.“

Der Pressemann schüttelte den Kopf: „Das wird ja nicht gehen. Dazu ist das Buch schon viel zu bekannt. Außerdem haben wir gar nicht die Rechte.“

„Was heißt hier Rechte?! Sie setzen sich telegraphisch mit dem Autor in Verbindung und die Sache wird in Ordnung gehen. So macht man das in Amerika!“

Obige Begebenheit wurde bei einer Manuskriptbesprechung, an dem zwei Autoren und ein Dramaturg teilgenommen haben, dem Direktor einer anderen Gesellschaft erzählt. Dieser lachte mit den anderen und amüsierte sich königlich. Da rief plötzlich der Dramaturg: „Propos Telegraph! Herr Direktor, Sie müssen eigentlich wegen des Buches an Jack London telegraphieren.“

Der Direktor wurde ernst und schaute, Gefahren mitern, in die Gesichter der anderen, auf denen noch ein Räuseln zu sehen war. Dann kniff er die Augen zusammen: „Nicht legen Sie nicht herein! Der ist ja seit hundert Jahren tot!“

Ein Filmemacher wurde jüngst gefragt: „Wann machen Sie nicht mal einen Biedermeierfilm?“

„Wer ist schon Biedermeier,“ jagte der wegwerfend, „gegen Liedteister doch eine Null!“

Aus Lodzer Kinos.

Casino: „Am Branger der Schande“.

Um diesen amerikanischen Film hat es in Warschau einigen diplomatischen Krach gegeben. Die französische Botschaft hatte sich nämlich dafür eingesetzt, daß der Film bei uns verboten werde. Infolgedessen mußte die Schere intervenieren und dieses Radialmittel hatte augenscheinlich geholfen, denn der Film wurde weitergezeigt und ist nun auch bei uns zu sehen. — Man sollte nicht denken — so ein Botschafterwort hat auch auf dem schattenreichen Gebiet des Films seine Machtreichweite. Diese Sache mit dem anfälligen (amerikanischen!) Film an und für sich ist folgendermaßen: Jahr 1913 — in ein oberbayerisches Gebirgsdörfchen zieht ein Trupp manövrierender Husaren ein, an der Spitze ein glatter Leutnant, prädestiniert zum Mädchenherzensbrecher. Ein schönes Mädchen, Marie genannt, ist natürlich auch dabei. Und auch ein Gebirgler, der eine etwas unfägliche Bijage hat (Louis Wohlheim) und die schöne Marie zu lieben scheint. Daß der glatte Leutnant und die schöne Marie einander schön sind und sie zudem nächstherzeit zu ihm geht, erregt öffentliches Vergernis im Dorfe: die schöne Marie wird „gebrandmarkt“, Haus und Hof geteert — der Gebirgler mit der unfäglichen Bijage verhaßt den glatten Leutnant und reißt aus — nach Frankreich, denn er war ein Elässer! Kriegsausbruch, an der französischen Front kommt der Leutnant mit Marie zusammen, die hier in ein Kloster eingetreten war (wegen dem Schandbranger und weil ihr Vater darob gestorben war). Hier will das Schicksal (und das Filmmannskript) daß gerade der Elässer den Leutnant anschießt. Noch an dem vermeintlich Toten will sich die bittere Wut des Elässers rächen (nebenbei wird ein Nonnenkloster von den Franzosen eingeschossen) — aber es kommt zum Schluß zu einem heroischen Ausbruch des Menschengefühls bei dem Elässer: er sährt den (deutschen) Leutnant und Marie ins Feldlazarett und stirbt unterwegs. Deswegen hatte man also diplomatischerseits protestiert, weil die Amerikaner den rachsüchtigen Gebirgler ausgerechnet zum Franzosen machten! Nun, wie

man sieht, hat die Schere hier ja sehr gut interveniert. Wenn es nur immer, wo es wirklich notwendig ist, so geschähen täte. Der Film ist sonst mit einer sichtlich nicht rechtfertigen Vor der filmischen (Kunst-)Arbeit gedreht worden. Die Darsteller werden diesem Gedanken des Regisseurs (Victor Fleming) gerecht, und das ist das Beste, was man ihnen nachsagen kann. Wilma Barth nimmt noch ganz besonders durch ihre ungekünstelte Gelassenheit in der Wiedergabe ihrer Frauenerolle für sich ein. Der Leutnant Walter Brooks ist glatt, erinnert im übrigen etwas an Rod La Roque oder Nils Asther oder John Gilbert usw. Louis Wohlheim mit dem sympathischsten Gorillagesicht des Films ist wie vordem: schlecht und recht, sich selbst wahr. Der Film ist also nicht nur des diplomatischen Protestes wegen sehenswert.

Verfasser: United-Artists.

rij.

Suna: „Die wilde Orchidee“.

Der Name Greta Garbo oder das „göttliche Weib“ selbst lockt heute Herdencharmen in die Kinosäle — selbst wenn manchmal der Film diesen Sturmhauf nicht rechtfertigt. In diesem Falle aber könnte man dem vortrefflichen Film eine ebensolche Erfolgswirkung zuschreiben. Der Titel allein gibt zu klüfterner Aufmerksamkeit Anlaß — Greta Garbo aber wird ihm nicht gerecht, jedenfalls nicht in dem herkömmlichen Maße oder in der annoncierten Bedeutung. Das ist aber der Vorteil für Greta Garbo und den Film, denn sonst müßte sie aus sich selber herausgehen, sich ihrem innersten Frauenweien entfremden und somit Theater spielen. Sie aber zeigt uns, wie sie ist, wie sie in diesem Fall sein muß. Ein überaus korrekter, etwas beherrschter Ehemann, ganz und gar streng konzentrierter Männlichkeitsstypus (Lewis Stone, der prächtige Graf Pahlen aus dem „Patriot“) hat eine Frau wie Greta Garbo. Eine Frau, die im korrekten Ehegatten auch den Liebhaber will und sich vorderhand nicht mit einem Sturzfuß und einer herzlich väterlich-ehemännlichen Umarmung begnügen kann. Die Versuchung kommt in der Gestalt eines jungen erotischen Prinzen irgendwo aus Java (Nils Asther) und aus dem brünstig heißem Atem der javanischen Tropenwälder. Weil sie den Gatten so sehr liebt, quält sie diese Versuchung und die Furcht vor ihr, bis sie ihr fast ganz unterliegt, da der Mann taub und blind ist gegen jegliches Frauenregen im bedrängten Blute seines Weibes. Das Beuteispiel spitzt sich fast zur Tragödie zu, als der Mann durch handgreifliche Beweise aus seiner Taubheit aufgeschreckt wird. Die Gattentliebe ist aber stärker als die bedrohende Lodung des Blutes. Ein ziemlich natürlicher Ausgleich beendet eine Episode im Leben einer Frau und einer Ehe. Ueber das Spiel wäre nur zu sagen, daß es erhaben ist, daß die Darsteller von einem künstlerischen und lebensreichen Ernst befeuert sind. Allein um der Garbo wegen ist es eine Leistung geworden, wie wir sie bei Filmen höchst selten finden.

Produzent: Metro-Goldwyn-Mayer.

rij.

Bagabunden als Filmschauspieler.

Die Wiener Arbeitsgemeinschaft „Der neue Film“ hat einen Film vollendet, der das Leben der Landstreicher schildert. Für diesen Film wurden nur drei Berufsschauspieler engagiert. Alle anderen Rollen werden von Bagabunden gespielt, die man sich von den Landstraßen aufsammlerte.



Nancy Carroll,

der schöne Paramountstar, hat die Hauptrolle in dem Lustspiel „Dreimal Hochzeit“ inne.

Liegt das Geld auf der Straße?

Roman von **Otfried von Hanstein**

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

7. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Otto Krüger taumelte auf, während die anderen chadenfroh lachten.

„Ich muß mit Ihnen reden, Göbner; kommen Sie mit mir hinauf.“

Sie stiegen eine Leiter zu dem früheren Heuboden hinan.

Es war gar nicht leicht für Otto, denn der zerrissene Raftan, der sich um seine Glieder schlang, behinderte ihn.

Er war in trübster Stimmung. Wie oft hatte er es in diesen vierundzwanzig Stunden schon bereut, daß er dem Kerl gefolgt war.

Als er die Depesche erhielt, war er sogleich in die Grenadierstraße geeilt, wo der Händler wohnte, um ihn zu sprechen.

„Das Telegramm ist von meinem Bruder aus Lodz, Herr Krüger; wir müssen fort.“

„Fort?“

„Verpflissen sind wir, die Polizei hat Wind; wenn ich nicht mache, daß ich fortkomme, sitze ich im Loch und Sie mit.“

Er war erleichtert.

„Ich?“

„Man wird bei meinem Bruder Ihre Briefe finden.“

„Aber...“

„Man wird Sie einsperren.“

Er suchte zusammen.

„Ich habe doch gedacht, daß es ein ehrliches Geschäft sei.“

„Was heißt ehrlich? Natürlich war es ehrlich, das heißt unter uns beiden; aber vielleicht haben Sie nicht gewußt, daß es geschmuggelte Ware war.“

„Ich...“

„Schön, Sie haben es nicht gewußt! Aber ich habe Herrn Herzer gesprochen, der Ihnen die zweitausend Mark auf den Wechsel auf heute gegeben hat. Können Sie zahlen?“

„Nein.“

„Haben Sie dem Herzer gesagt, daß Sie Proturist bei Gottlieb Behn sind?“

„Ich habe es nicht gesagt, sondern Sie.“

„Haben Sie vielleicht widersprochen? Der Herzer ist ein schlechter Mensch, er wird morgen zu Herrn Behn gehen. Nicht zu dem jungen, sondern zu dem alten. Sie werden hinausfliegen, der Herzer wird Sie anzeigen wegen Betrugs, denn Sie haben das Geld genommen und haben sich für den Proturisten ausgegeben.“

„Ich werde sofort zu ihm gehen.“

„Tun Sie's nicht. Der Herzer würde sofort zur Polizei schicken.“

Krüger war erschrocken zusammengebrochen. Er war ja so unerfahren mit seinen zweiundzwanzig Jahren. Hatte bis vor wenigen Wochen nichts gekannt als das Pult von Behn Söhne und seine Braut, bis er Adam Mischel kennengelernt hatte. Er war ein fleißiger Mensch und hatte die kleine Anna Schröder von Herzen lieb. Sehnte sich nur danach, sich ein Heim gründen zu können und schnell zu heiraten. Aber das kleine Gehalt, das Behn Söhne ihm gaben, reichte nicht. Da hatte er Mischel kennengelernt, zufällig, als er einmal im Café saß. Und am Nebentisch saß Adam Mischel mit einem anderen Herrn und zahlte diesem eine große Summe in Scheinen auf den Tisch. Er mochte lästern Augen gemacht haben, denn als der andere mit zufriedener Miene gegangen war, hatte Herr Mischel, der damals zwar nicht sein, aber sehr wohlhabend aussah, zu ihm herübergelächelt.

„Ja, ja, auf der Straße liegt das Geld. Tausend Mark hat er verdient, der Herr, der eben ging. Tausend Mark. And hat dafür nichts getan.“

Er hatte geseufzt.

„Wenn es mir doch auch so leicht würde, ich muß mich den ganzen Monat für hundertzweiundachtzig Mark abquälen.“

„Weil Sie ein Lor sind. Was haben Sie denn für eine Branche?“

„Ich bin in einem Bankgeschäft.“

„In einem Bankgeschäft und wissen nicht die Konjunktur zu nutzen?“

„Ich kann nicht spekulieren, ich habe kein Kapital und komme nicht an die Börse.“

„Was brauchen Sie erst zur Börse zu laufen? Glauben Sie vielleicht, der Herr, der eben ging, geht zur Börse? Vielleicht ist es ein Glück, daß Sie mich eben getroffen haben. Ich bin ein kulanter Mann und habe schon manchem in seinem Glück verholfen.“

Und so kam es, daß Herr Mischel ihm ein kleines Geschäft vorschlug.

„Sie sind an der Bank? Wie stehen Sie mit dem Kassierer?“

Krüger horchte auf.

„Was meinen Sie damit?“

„Sie brauchen nicht in so strengem Ton zu reden. Ich bin ein ehrlicher Mann, ich will nichts Schlechtes; aber Sie werden doch ab und zu einmal in der Kasse einen Tausendmarktschein haben. Bringen Sie ihn her, reden Sie mit dem Kassierer, ich werde Ihnen für jeden Tausendmarktschein mit dem Ausdruck von vor dem Kriege zweihundert Mark mehr geben. Sie können dem Kassierer die ausend Mark in anderen Scheinen geben und die zweihundert Mark einstecken.“

„Das ist Betrug.“

„Was heißt Betrug? Was tun Sie im Geschäft mit den Scheinen?“

„Wir bringen alles Geld zur Reichsbank.“

„Bekommen Sie dort mehr?“

„Gewiß nicht.“

„Wo bleibt der Betrug?“

„Sie wollen mir falsche Scheine geben.“

„Ich werde mich hüten.“

„Auf Wiedersehen!“

„Ueberlegen Sie es sich. Wenn Sie wollen; ich bin jeden Tag hier. Vormittags zehn bis zwölf Uhr, nachmittags fünf bis sechs Uhr.“

Er war gegangen. Aber der Gedanke hatte Krüger keine Ruhe gelassen. Er hatte wohl schon davon gelesen, daß solche Geschäfte gemacht wurden; er wußte auch, daß der alte Behn, als er noch im Geschäft war, die alten Scheine aus der Kasse nahm und durch anderes Geld ersetzte — wahrscheinlich machte auch er solche Geschäfte —, der junge Chef, der während des Vaters Krankheit die Firma leitete, kümmerte sich gar nicht darum. So wurde jetzt das Geld abgeliefert, wie es kam.

Tage waren vergangen, da fand sich wieder solch ein Tausendmarktschein ein. Es juckte ihm in den Fingern.

„Herr Krüger, Sie gehen wohl nachher zur Reichsbank und zahlen ein. Ich habe ein paar Akzepten auf der Reichsbank zahlbar gemacht; wir müssen für Deckung sorgen.“

Er kam am Kaisercafé vorbei und sah Mischel am Fenster, der ihm zunickte — ein schneller Blick — Otto trat ein. Warum sollte er nicht eine Tasse Fleischbrühe trinken.

„Sie kommen zu mir? Ich bin da.“

„Ich komme nicht zu Ihnen, ich habe Sie gar nicht gesehen.“

„Also, dann sehen Sie mich jetzt. Ich möchte wetten, Sie bringen mir einen Schein.“

„Ich habe allerdings...“

„Sie haben mit dem Herrn Kassierer gesprochen; er ist ein vernünftiger Mann.“

„Ich führe selbst die Kasse.“

„Noch besser, so geben Sie her.“

„Ich weiß nicht, ich wollte Ihnen nur einmal den Schein zeigen.“

Er reichte schüchtern die Note über den Tisch, aber er ließ sie nicht aus den Fingern. Mischel lachte.

„Was sind Sie für ein ängstlicher Mann! Glauben Sie, ich werde Ihnen das Geld hier am helllichten Tage stehlen?“

Er schämte sich und ließ den Schein los, den Herr Mischel prüfte.

„Ist richtig. Ich gebe Ihnen zwölfhundert Mark.“

Er legte einen Posten Fünfsigmarktscheine auf den Tisch. Krüger zögerte.

„Sie glauben, daß die Scheine falsch sind. Was wollen Sie mit dem Geld tun?“

„Ich will es auf der Reichsbank einzahlen.“

„Gut, ich werde mitkommen. Ich werde Ihnen die zwölfhundert Mark geben. Sie werden Ihre Zahlung machen und mir den Tausendmarktschein erst dann geben, wenn Sie die Quittung der Reichsbank in der Hand haben. Der Kassierer von Gottlieb Behn Söhne ist mir für noch mehr gut.“

„Woher wissen Sie?“

„Wenn Sie aus der Tasche einen Briefumschlag ziehen, auf dem die Firma steht...; ich kann lesen.“

„Wenn Sie das wollen?“

„Hier ist das Geld.“

Mit zitternden Händen nahm er die Scheine.

Als Krüger am Schalter der Reichsbank stand und auf seine Quittung wartete, klopfte ihm doch das Herz; aber der Kassierer zählte die Fünfsigmarktscheine gleichmütig durch und warf sie auf seinen Tisch, dann gab er die Quittung.

Mischel wartete im Vorraum.

„Run?“

„Hier ist der Schein.“

„Wenn Sie wieder etwas haben, so wissen Sie, wo ich zu finden bin.“

Die zweihundert Mark brannten in Ottos Tasche. Er kam sich vor, als hätte er die Firma betrogen. Aber wie er dann am Abend mit der kleinen Anna ausging und nicht zu sparen brauchte wie sonst, war sein Gewissen beruhigt.

Seitdem wartete er mit fieberhafter Ungebuld auf solche Scheine. Aber sie waren selten, und Wochen vergingen, ohne daß einer einging. Eines Tages führte ihn wieder der Weg am Café vorbei, und wieder sah Mischel am Fenster. Er winkte ihm zu, und Otto trat ein.

„Run? Haben Sie wieder einen Schein?“

„Ich habe keinen Schein mehr bekommen.“

„Es ist auch kein Geschäft mehr damit zu machen. Ich kann das Geld auch nicht mehr überzahlen.“

Unwillkürlich machte Krüger ein betrübtes Gesicht.

„Nicht so schlimm! Wir werden ein anderes Geschäft machen. Sie werden noch mehr verdienen. Ich brauche heute Geld. Ich kann einen Posten Margarine kaufen, der tausend Mark kostet. Es fehlen mir fünfhundert Mark. Sie werden mir die fünfhundert Mark geben, und wir werden das Geschäft zusammen machen. Wir werden morgen das Doppelte verdienen. Und Sie haben fünfhundert Mark gewonnen.“

Krüger überlegte; er hatte allerdings auf der Bank ein kleines Sparkonto.

„Ich bin ein ehrlicher Mann. Ich habe Ihnen tausend Mark anvertraut, Sie werden mir fünfhundert anvertrauen.“

Schließlich, wenn er verlor, waren es eigentlich nur dreihundert Mark; denn er hatte ja zweihundert Mark verdient.

„Ich kann sie Ihnen aber erst heute nachmittags bringen.“

„Gut, ich werde im Café warten.“

Am folgenden Tage gab ihm Mischel statt der fünfhundert tausend Mark, und so kam es, daß sie in den folgenden Wochen allerhand kleine Geschäfte machten. Krüger begann durch die leichten Verdienste, die sein Gehalt weit überstiegen, das Interesse am Geschäft langsam zu verlieren.

Er verbrachte viele Stunden in Mischels Gesellschaft und wurde mit allerhand ähnlichen Herren bekannt. Die Geschäfte wurden meist in Lokalen der Lebewelt, die ihm bis dahin verschlossen waren, abgewickelt. Er sah, wie die Herren, die durchaus keinen gebildeten Eindruck machten, das Geld mit vollen Händen ausstreuerten — einige hundert Mark an einem Abend waren nichts —; er wurde zu den verschiedensten Geschäften herangezogen, aber alles machte auf ihn einen durchaus realen Eindruck. Zuerst war er glücklich gewesen, hatte der kleinen Anna Geschenke gemacht, ihr von den Geschäften erzählt. Allmählich wurden seine Augen kritischer: er sah die gepuderten, eleganten Lebendamen, mit denen seine neuen Freunde verkehrten. Die kleine Anna verblähte; er hatte ja auch wirklich keine Zeit mehr für sie, nun er an den Abenden und in den Nächten „Konferenzen“ hatte, die bei Sekt geführt wurden.

Am liebsten wäre er aus dem Geschäft ausgetreten und hätte sich ganz diesen Transaktionen gewidmet. War er im Anfang mit den paar Hunderten zufrieden, die ihn Mischel gewinnen ließ, so beneidete er jetzt die Männer, deren Briefstaschen von Banknoten strotzten und die doch alle in Wirklichkeit einen so gewöhnlichen Eindruck machten.

„Reiben Sie im Geschäft, Herr Krüger, wer weiß, wozu es gut ist!“

Und dann kamen Tage, an denen es nichts zu verdienen gab. Dabei war seine Lebensführung unwillkürlich eine andere geworden. Er konnte nicht in seinem einfachen Anzug in die vornehmen Lokale gehen. Er hatte Schulden beim Schneider. Es kam ein Tag, an dem nicht nur der Gewinn, sondern auch seine kleinen Ersparnisse alle warer und er nicht aus noch ein wußte.

„Herr Mischel, warum lassen Sie mich nichts mehr verdienen?“

„Das ist mal so, mal so. Aber in den nächsten Tagen werde ich Ihnen ein ganz großes Geschäft vorschlagen, an dem Sie vielleicht hunderttausend Mark und noch mehr verdienen.“

„Aber haben Sie inzwischen nicht einen kleinen Verdienst?“

Er glaubte nicht so recht an die hunderttausend Mark.

„Haben Sie Sorgen, Herr Krüger?“

„Allerdings, mir fehlt Geld.“

„Sie sollen sehen, daß ich Ihr Freund bin. Ich würde Ihnen gern selbst helfen, aber ich sitze auch auf dem roten. Doch ich habe einen Freund, einen noblen Freund, den Herrn Herzer. Er wird Ihnen zweitausend Mark borgen, damit Sie sich bewegen können. Wir werden zusammen zu ihm gehen.“

Der „noble Herr Herzer“ wohnte auch in der Grenadierstraße und sah eigentlich viel schäbiger aus als Mischel.

„Ich bringe Ihnen den Herrn Krüger, Proturist vom Bankier Gottlieb Behn Söhne.“

Er wollte widersprechen, aber Mischel winkte.

„Mein Freund Mischel hat mir bereits von Ihnen erzählt. Natürlich werde ich einem jungen Manne helfen, der mir von meinem Freund Mischel empfohlen ist. Ich werde Ihnen zweitausend Mark auf einen Wechsel auf vierzehn Tage geben.“

Krüger erschrak.

„Aber in vierzehn Tagen...“

Mischel beruhigte.

„In vierzehn Tagen können Sie mehr zahlen. In vierzehn Tagen können Sie selbst Herrn Herzer Geld auf Wechsel borgen. Haben Sie sich auf mich nicht stets verlassen können? Ja oder nein?“

So hatte er das Geld genommen, und während der nächsten acht Tage lebte er in ewigen Sorgen, da Mischel plötzlich verreist war. Aber dann kam er zurück und erzählte ihm das glänzende Geschäft von dem Speck.

„Sie werden zweihunderttausend für einhunderttausend Mark verdienen, die Sie einlegen. Zweihunderttausend reiner Verdienst.“

„Aber ich habe doch die hunderttausend Mark nicht!“

„Das weiß ich. Aber Behn Söhne hat sie. Ich weiß, daß der alte Herr krank ist, und daß der junge Chef auch Geld braucht. Sie werden mit dem jungen Herrn Behn sprechen und werden das Geschäft mit ihm zusammen machen. Wir werden viel Geld verdienen, und der alte Herr Behn, wenn er gesund ist, wird konstatieren, daß Herr Krüger ein tüchtiger Kerl ist.“

Er sprach mit Friedrich Behn. In seiner Angst, er werde das Geld vielleicht nicht bekommen, schilderte er das Geschäft so rosig wie möglich. Er wollte ja auch nicht die Hälfte, wie ihm Mischel geraten, er wollte nur zehntausend Mark verdienen, das andere sollte die Firma haben. Wenn er nur seinen Wechsel bezahlen konnte und etwas behielt.

Friedrich Behn fing schnell Feuer. Aber als er das Geld aus der Kasse genommen, packte ihn die Angst, und er sprach mit seinem Vater. So war alles gekommen; und jetzt stand Otto Krüger vor dem Polen.

Fortsetzung folgt.

PRZYMUSOWE LICYTACJE

Magistrat m. Łodzi—Wydział Podatkowy—niniejszem podaje do wiadomości, że w dniu 15 stycznia 1930 r. między godz. 9-tą rano a 4-tą po południu odbędą się przymusowe licytacje ruchomości u niżej wymienionych osób za niewpłacone podatki:

- | | | | | |
|--|---|--|--|--|
| 1 Alfabeta L., Szkolna 14, szafa | 18 Landau M., Zgierska 58, maszyna do szycia, meble | 33 Naum Liljański, Ogrodowa 1, 6 szt. towaru | 49 Reibenbach A., Zgierska 21, toaletka | 64 Pozner E., Szkolna 10, meble |
| 2 Brodaty M., Franciszkańska 31, pomocnik | 19 Lew I. Mojżesz, Południowa 20, meble | 34 Storch J., Zgierska 56, meble | 50 Wolf A., Aleksandrowska 91, maszyna do szycia | 65 Rajchman, Zórawia 9, meble |
| 3 Berliner (Rozenbaum), Pl. Kościelny 3, meble | 20 Lewkowicz W., Bazarowa 7, meble | 35 Sobolewski H., Zgierska 18, meble | 51 Bortman E., Drewnowska 13, maszyna do szycia | 66 Sztternys G., Marysińska 6, meble |
| 4 Chmielewski M., Piotrkowska 69, meble | 21 Lieberman Z., Szkolna 1, meble | 36 Szwarcowski Sz., Północna 24, meble | 52 Cwern M., Nowomiejska 21, meble | 67 Świdzki L., Nowomiejska 3, różne naczynia |
| 5 Cytron A., Żeromskiego 18, szafa | 22 Miński B., Lutomińska 17, meble | 37 Szwarcowski W., Krótka 12, 20 łóżek połowych. | 53 Eizenbaum B., Pieprzowa 15, meble | 68 Szuman M., Pieprzowa 6, meble |
| 6 Chojnacka R., Zgierska 12, meble | 23 Merczyński W., Kościelna 4, meble | 38 Tinopulwer A., Zgierska 24, meble | 54 Grzełaska L., Aleksandrowska 168, meble | 69 Szczerlingowa H., Franciszkańska 45, meble, towar |
| 7 Dzierżgwa F., Konstancyńska 14, szafa | 24 Milgrom Sz., Podrzeczna 2, meble | 39 Wejskopf D., Rybna 20, kredens | 55 Gotsztajn P., Konstancyńska 3, meble | 70 Seiderowicz R., Zgierska 38, palto |
| 8 Dobroczyński Sz., Zgierska 28, meble | 25 Openhajm M., Konstancyńska 3, meble | 40 Wajcynger E., Mickiewicza 9, szafa | 56 Herszlikowicz Ch., Limanowskiego 15, meble | 71 Śnieg J., Jasna 14, meble |
| 9 Ejber S., Kazimierza 12, meble | 26 Puterszyt H., Bazarowa 6, heblarka i deski | 41 Wasıldow A., Zawiszy 2, lustro | 57 Hoffman S., Mickiewicza 8, meble | 72 Sztternfeld Ch., 11 listopada 29, meble |
| 10 Grinwald R., Północna 19, meble | 27 Rozenberg B., Lutomińska 17, meble | 42 Zalcensztajn I., Gdańska 8, meble | 58 Kure M., Szkolna 8, meble, patefon | 73 Wajnman M., Szkolna 28, meble |
| 11 Grynsztajn I., Konstancyńska 32, zegar, meble | 28 Rozenberg L., Gdańska 12, meble | 43 Zamel Z., Wolborska 35, meble | 59 Kaczorowski W., Jasna 6, meble | 74 Werk M., Aleksandrowska 175, meble |
| 12 Jakubowicz T., Gdańska 5, szafa | 29 Rzetelny J., Zgierska 108, meble | 44 Zółty S., Nowaka 13, szafa | 60 Karsch T., Zgierska 104, 2,000 kg. skóry | 75 Grodzicka A., Aleksandrowska 70, meble |
| 13 Kotek M., Solna 14, 5 paczek bawełny | 30 Szwarcowski W., Krótka 12, 5 łóżek | 45 J. A. Gransztajn i S-ka, Matejki 4, 2 kasy oglotrwale | 61 Lipszye A., Zgierska 66, meble, maszyna do szycia | 76 Lubochiński Judel, Wolborska 38, meble |
| 14 Kuperman Sz., Wolborska 34, meble | 31 Sztternys G., Marysińska 6, meble | 46 Kirtajn M. Sz., Pl. Wolności 6, meble | 62 Nilich Z., Pieprzowa 18, meble | 77 Rozenblum Lipman, Młynarska 15, meble |
| 15 Krajewski St., Zgierska 112, szafa | 32 Szuster N., Gdańska 11, kredens | 47 Koks J., Aleksandrowska 87, fortepian | 63 Markowicz M., Pieprzowa 6, meble | 78 Szajbe Chaim Hersz, Nowomiejska 15, meble |
| 16 Kozuchowa R., Podrzeczna 15, meble | | 48 Kure M., Szkolna 8, meble | | 79 Wróblewski Mojżesz H., Nowomiejska 15, meble |
| 17 Kowalski J., Solna 12, szafa | | | | |

Schnell- und harttrocknenden englischen
Leinöl-Firniss, Serpentin, Benzol,
Öle, in- und ausländische Hochglanzmaiten,
Fußbodenlackfarben, kreidfertige Deckfarben
in allen Tönen, Wasserfarben für alle Zwecke, Holz-
beizen für das Kunsthandwerk und den Hausgebrauch,
Stoff-Farben zum häuslichen Warm- und Kaltfärben,
Leberfarben, Pellikan-Stoffmalifarben, Pinsel
sowie sämtliche Schul-, Künstler- und Malerbedarfsartikel

empfehl't zu Konkurrenzpreisen die Farbwaren-Handlung

Rudolf Roesner Łódz, Wólczanska 129
 Telephon 162 64

MAGISTRAT m. ŁODZI

niniejszem ogłasza, że wobec wprowadzenia dalszych zmian do budżetu dodatkowego Zarządu m. Łodzi

Dodatkowy Preliminarz Budżetowy
 na rok administracyjny 1929/30

wyłożony zostanie ponownie do wiadomości publicznej od dnia 7 stycznia r. b. na przeciąg 7 dni (do dnia 13 stycznia włącznie) w sali Głównej Kasy Miejskiej okienko № 1, Plac Nowości 14, w podwórzu, gdzie może być przeglądany przez płatników danin komunalnych celem wnoszenia spostrzeżeń i zarzutów.

Łódz, dnia 4 stycznia 1930 roku.

PREZYDENT: **B. Ziemięcki.**

KINO SPÓŁDZIELNI
 SIENKIEWICZA 40.

Seute Premiere!

„Koruffell der Sünde“
 mit dem unvergleichlichen Komiker der Welt
NIKOLAI KOLIN
 die Abenteuer eines lebenden Leichnams in 10 Akten

Nächstes Programm:
„Das Weib und der Narr“

Beginn der Vorstellungen an Wochentagen um 4 Uhr
 An Sonnabenden, Sonn- u. Feiertagen um 12 Uhr
 Beste Vorstellung um 10 Uhr abends.
 Zur ersten Vorstellung ermäßigte Preise.

Zahnärztliches Kabinett
 Główna 51 Sandombka Tel. 74-93

Empfangsstunden ununterbrochen von 9 Uhr früh bis 8 Uhr abends

Heilanstalt Zawadzka
 der Spezialärzte für venerische Krankheiten

Tätig von 8 Uhr früh bis 9 Uhr abends, an Sonn- und Feiertagen von 9-2 Uhr.

Ausschließlich venerische, Veneral- u. Hautkrankheiten
 Blut- und Stuhl-ganganalysen auf Syphilis und Tripper
 Konsultation mit Urologen u. Neurologen.

Spezial-Heilkabinett. Kosmetische Heilung.
 Spezieller Wartezimmer für Frauen.
 Beratung 3 Bloß.

Bestwert zu verkaufen
 Pelz—Lycra (Blamm),
 eine guterhaltene
Schreibmaschine
 2 Telephonapparate
 (Erickson), Wólczanska
 129, Wohnung 17, Of-
 fizine, 1 Etage.



Meble
 POJEDYNCZE

ZAKŁ. STOLARSKI
 JULIUSZA 20



Lustra
Trema

WYTW. LUSTER
Alfred
Teschner
 JULIUSZA 20
 RÓG NAWROT
 TEL. 40-61

Łódzjer
Sport- u. Turnverein

Sonntag, den 19. Januar d. J., findet im Vereinslokal, Jafontina 82, um 4 Uhr nachm., die diesjährige

Generalversammlung

statt.

Tagesordnung: 1. Verlesung des Protokolls der letzten Generalversammlung; 2. Berichte d. Entlastung der Verwaltung; 3. Neuwahlen; 4. Anträge.

Mitglieder, die drei Monatsbeiträge schulden, sind nicht stimmberechtigt.

Anträge der Mitglieder müssen 3 Tage vor der Versammlung bei der Verwaltung eingereicht werden.

Um pünktliches und vollständiges Erscheinen der Mitglieder bittet
die Verwaltung.

ZU GÜNSTIGEN BEDINGUNGEN!

Große Auswahl in **Metallbettstellen** inländ. u. ausländ., **Kinderwagen**, amerit. **Weinmaschinen**, **Postermatratzen**, sowie hygien. **Federmatratzen** „Patent“ für Holzbettstellen nach Maß, hygien. **Lapczans** Marke „Patent“ zu haben am billigsten und zu günstigen Bedingungen im
Fabriklager „DOBROPOL“
 Łódz, Petrifauer 73, im Hofe. Tel. 158-61.

Dr. med.
Albert Mazur
 zurückgekehrt
 Facharzt für Hals-, Nasen-, Ohren- und Kehlkopfleidern

Wschodniastr. 65 Tel. 66 01
 Sprechstunden von 12.30—1.30 u. 4—6 Uhr
 Sonn- u. Feiertags 12—1

Unser Geschäft

K. WIHAN Inhaber
 Em Scheff'er

Łódz, Główna-Strasse 17

führt nur bessere, anerkannt gut gearbeitete Herren-, Damen- und Kinder-Garderoben bei billigster Preisberechnung. — Ein Versuch genügt u. Sie werden ständig unser Abnehmer sein

Wie verkaufen gegen günstige Bedingungen

